

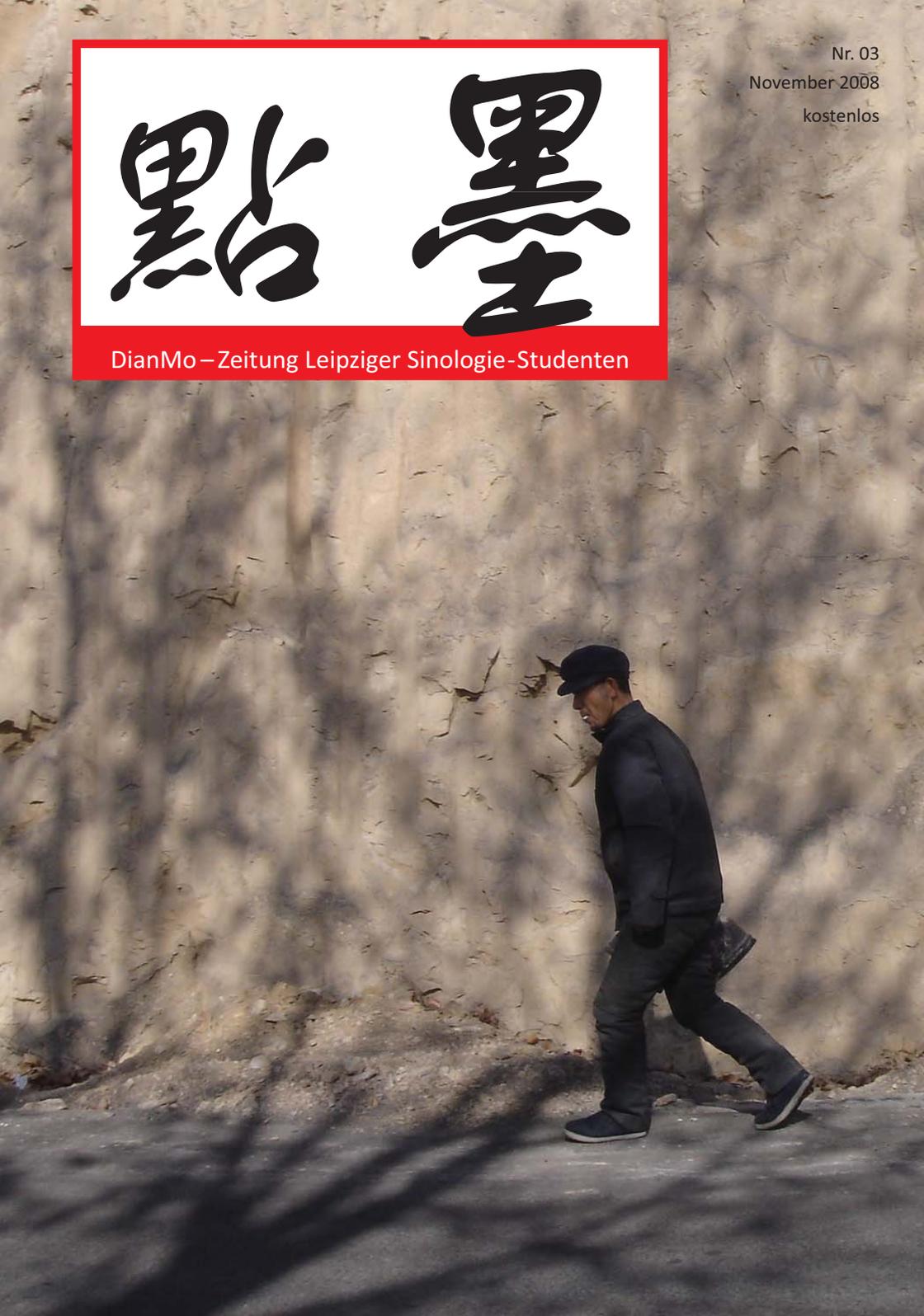
Nr. 03

November 2008

kostenlos

點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





Dass AIDS/HIV-Erkrankungen in China wie in anderen Ländern der Welt auch ein real existierendes Problem darstellen, ist kein Geheimnis mehr. Vor allem durch die vermehrte Anzahl von Berichten und Dokumentationen in den letzten Jahren ist das für viele so unangenehme Thema auch in der chinesischen Öffentlichkeit so langsam ins Bewusstsein gerückt, wenn auch nicht mit der Aufmerksamkeit für Aufklärungs- und Präventionsarbeit, die das Problem eigentlich bedürfte. Aus diesem Grund wurde auf Initiative von Mitarbeitern und Studenten des Ostasiatischen Seminars der Universität zu Köln 2004 der AIDS-Waisenhilfe China e.V. gegründet.

Gisa Hartmann, engagiertes Mitglied des Vereins, beschreibt in ihrem Artikel „AIDS-Waisen in China“ das schwere Los von zum Teil infizierten Waisenkinder, die durch die Krankheit ihre Familien verloren und mit Ausgrenzung in der chinesischen Gesellschaft zu kämpfen haben.

In der vorliegenden Ausgabe befindet sich neben dem Artikel auch ein Spendenaufruf zur Unterstützung des Vereins, mit dem DianMo alles Leser aufrufen möchte, den Verein zu unterstützen, denn: Auch kleine Tropfen auf heiße Steine sind wichtig!

Von Reisterrassen und geflochtenen Hüten weiß Till Ammelburg bei seiner Suche nach etwas „echtem Chinesischem“ zu berichten. Michael Kahn-Ackermann, langjähriger Leiter des Goethe-Instituts in Peking, spricht im

Interview mit DianMo über seine Gedanken und Erfahrungen hinsichtlich der kulturellen Auseinandersetzung mit China seit seiner Studienzeit bis heute.

In der Rubrik ‚Neu am Institut!‘ stellt DianMo Prof. Dr. Philip Clart vor, der ab diesem Wintersemester die Professur für die Vertiefungsrichtung Kulturgeschichte/Philosophie Chinas des Fachbereichs Sinologie am Ostasiatischen Institut der Universität Leipzig antritt. Im Namen der DianMo-Redaktion heißen wir Prof. Clart und seine Familie in Leipzig herzlich willkommen!

Wie kompliziert und zuweilen auch widersprüchlich die Bewertung von „Produktpiraterie in China“ ist, wird im Artikel von Jonas Pohlfuß deutlich, welcher fernab jeglicher China-Klischees als indirekte Antwort auf die äußerst fragwürdige Spiegel-Ausgabe „Die gelben Spione“ Nr. 35 vom 27.08.07 gelten kann.

Neben vielen interessanten Erlebnis- und Praktikumsberichten werden in dieser Ausgabe wieder eine chinesische Band vorgestellt, eine Redewendung durch die Wortspüle geschleudert sowie ein Gedicht ins Deutsche übertragen.

Viel Spaß beim Schmökern!

Frank Andreß

- 4 **Im Focus** Gisa Hartmann – *Aids-Waisen in China*
- 10 **Erlebnisbericht** Till Ammelburg – *Von Reisterrassen und geflochtenen Hüten*
- 14 **Nachgefragt** *Im Gespräch mit Michael Kahn-Ackermann*
- 20 **Neu am Institut!** Prof. Dr. Philip Clart
- 21 **Alumni-Bericht** Thomas Rötting – *Konfuzius und Phönixkrallen*
- 23 **Wortspüle** 完璧歸趙
- 24 **Filmrezension** *Lichtspiele ohne Grenzen: Tiger on the Beat*
- 25 **Saitenhieb** *New Pants* 新褲子
- 27 **Erlebnisbericht** Marco Sparmberg – *Großstadtstagebuch - Berichte aus Hongkong #1*
- 29 **Abgezockt!** Claus Voigt – *Xiangqi - Ein Spiel des Volkes*
- 34 **Auf ein Wort!** *Bemerkungen zur Bedeutung des Schattens in der chinesischen Malerei und Geistesgeschichte*
- 38 **Hintergrund** Jonas Polfuß – *Produktpiraterie in China - Zwischen Kunst und Kopie*
- 40 **VERSiert** 式微
- 41 Chinese Landscape
- 42 **Abgehauen!** Wu Ningxin – *Die olympischen Tage*
- 44 **Kommentar** »Saure Erdbeeren. Japans versteckte Gastarbeiter«
- 47 **Abgehauen!** Philipp Schaaf – *Praktikum im „Deutschen Haus“ in Peking*
- 51 **Filmklub** Der Rote Klappsessel: *Programm WS 2008/09*
- 54 **Institut** *Kalligraphieclub Leipzig*
- 55 **Ohne Kommentar!**
- 56 **Impressum**

AIDS-Waisen in China

von Gisa Hartmann

(Unter Mitarbeit von Claudia Walther und Bettina von Reden)

AIDS in China – Die Fakten

- Oktober 2007: Die offizielle Zahl der bestätigten HIV/AIDS Fälle in China beträgt 223.501.
- Die geschätzten Zahlen von HIV/AIDS-Fällen bewegen sich zwischen 550.000 und 850.000 mit ca. 50.000 Neuinfektionen im Jahr 2007, wobei von Nichtregierungsseite wesentlich höhere Zahlen genannt werden.
- Laut offiziellen Angaben aus dem Jahr 2005 haben 76.000 Kinder mindestens ein Elternteil durch HIV/AIDS verloren; bis 2010 wird damit gerechnet, dass sich die Zahl mehr als verdreifacht.
- Schätzungen von UNICEF China gingen bereits 2007 von 140.000 AIDS-Waisen aus.
- Nur rund 8.000 AIDS-Waisen erhalten Unterstützung von Seiten der chinesischen Regierung.

China, Kinder und HIV/AIDS – ein Überblick

Auch wenn es in der chinawissenschaftlichen Literatur nur selten erwähnt wird, so ist doch in den vergangenen Jahren immer offensichtlicher geworden, dass HIV und AIDS ein ernstzunehmendes Problem für China darstellen. Denn auch wenn die Prävalenz von HIV/AIDS im prozentualen Vergleich mit anderen Ländern gering erscheint, sind umgerechnet auf die Bevölkerungszahlen doch sehr viele Menschen betroffen. Während Ende der 1980er Jahre vor allem eine Ansteckung unter Drogenabhängigen in den an Myanmar, Thailand und Vietnam grenzenden Provinzen verbreitet war, erfuhr China in den 1990er Jahren eine zusätzliche, auf Zentralchina konzentrierte Ansteckungswelle durch unsaubere Blutplasmaspender. Bauern in diesen sehr armen Provinzen wurden systematisch dazu ermutigt, ihr Blutplasma zu ‚verkaufen‘: Das Plasma verschiedener Spender derselben Blutgruppe wurde dabei in einer großen Zentrifuge gesammelt und die restlichen Blutbestandteile vermischt reinjiziert; diese Praxis

hat zu hohen Infektionsraten nicht nur mit HIV geführt. In einigen Dörfern infizierten sich auf diese Weise bis zu 60 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung. In den Medien ist vor allem die Provinz Henan in diesem Zusammenhang bekannt geworden, insgesamt sind sieben Provinzen schwer betroffen.

Trotz des bereits in den 1990er Jahren deutlich gewordenen dramatischen Ausmaßes wurde HIV/AIDS von der Regierung noch bis in das Jahr 2001 nicht thematisiert – schlimmer noch, die Lokalregierungen vertuschten aktiv das Ausmaß der Epidemie und verhinderten so eine frühzeitige Aufklärungs- und Präventionsarbeit. Ohne Wissen über ihren Status steckten die infizierten Blutspender im Verlauf weniger Jahre oft ihre Partner, gelegentlich auch ihre ungeborenen Kinder an. Zurück bleibt in den betroffenen Regionen heute eine hohe Zahl an Waisenkindern, die nicht nur einen oder beide Elternteile und oft auch noch jüngere Geschwister verloren haben, sondern in den vergangenen Jahren auch das langsame und qualvolle Siechtum der Erkrankten hilflos

mit ansehen mussten und dadurch vielfach stark traumatisiert sind.

Nach wie vor ist das Wissen über AIDS als tödliche Krankheit und über wirksame Präventionsmaßnahmen in der chinesischen Bevölkerung gering und es existieren viele Irrglauben über Ansteckungswege. Die Stigmatisierung betroffener Personen und ihrer Familien ist dementsprechend hoch. Dazu hat auch die Politik im Umgang mit Waisenkindern beigetragen. Kinder, die beide Elternteile verloren haben und nicht weiter durch Verwandte oder innerhalb ihrer Dorfgemeinschaft betreut werden konnten, wurden oft in speziellen Waisenhäusern nur für AIDS-Waisen untergebracht. Letztere waren lange Zeit die einzige Antwort der Lokal- und Provinzregierungen auf die Waisenproblematik. Die institutionelle Unterbringung von Kindern wird glücklicherweise inzwischen auch in China kritisch gesehen. Einen ganz beträchtlichen Beitrag haben hier ausländische Nichtregierungsorganisationen (NRO) geleistet. Die englische NRO „Save the Children“ (SC), welche weltweit führend im Bereich der Kinderrechte arbeitet, hat in einer in China durchgeführten Studie deutlich nachgewiesen, dass die wachsende Anzahl von privaten und staatlichen Waisenhäusern äußerst ungünstig für die Kinder ist, da sich in ihnen die Ausgrenzung der betroffenen Kinder aus der Gesellschaft fortsetzt. (Die Studie „A strange Illness – Issues and Research by Children affected by HIV/AIDS in Central China“, hrsg. von Fuyang Women’s and Children’s Working Committee and Save the Children. Als PDF-Datei im Bereich Downloads unter: www.aidsweisen.de) Die Studie stützt sich neben langjähriger Forschung vor allem auf Aussagen von Waisenkindern – dieser partizipative Ansatz gewährleistet, dass nicht von Außenstehenden, sondern mit den betroffenen Kindern gemeinsam Entscheidungen getroffen und Lösungsansätze erarbeitet werden. In Einzelinterviews, Kinderworkshops

und Diskussionsforen konnten die an der Studie beteiligten Kinder ihren persönlichen Gedanken, Wünschen und Ängsten Ausdruck verleihen. Sehr deutlich wurde dabei, dass die betroffenen Kinder solange wie möglich in der eigenen Familie oder zumindest in der ihnen bekannten Gemeinschaft leben wollen. Eine Möglichkeit, die von diversen Organisationen und mittlerweile auch vom chinesischen Ministerium für zivile Angelegenheiten gefördert wird, sind die sogenannten „small group homes“. In diesen können betroffene Kinder mit Pflegeeltern in einer familienähnlichen Konstellation zusammen leben, ohne aus der ihnen bekannten Dorfgemeinschaft herausgerissen zu werden.

Auch für Kinder, die bei Verwandten unterkommen können, bestehen weiterhin große Probleme: viele von ihnen leben in bitterer Armut. Zwar verfolgt die chinesische Zentralregierung seit 2001 endlich einen besseren Ansatz, die HIV/AIDS-Epidemie und ihre Folgen einzudämmen. Ende 2003 hat sie sich mit ihrem Programm „Four Frees and One Care“ unter anderem dazu bekannt, sich der von AIDS betroffenen Kinder auch außerhalb von Waisenheimern anzunehmen. Das Programm sieht kostenlose antiretrovirale Medikamente für AIDS-Patienten in den ländlichen Gebieten, sowie für arme Patienten in den urbanen Gebieten, freie Tests, kostenlose Medikamente für Schwangere, um eine Ansteckung von Mutter auf Kind zu verhindern, und kostenlose Schulbildung für AIDS-Waisen vor. Darüber hinaus sollen Haushalte, die von HIV/AIDS betroffen sind, wirtschaftliche Unterstützung erhalten. Dieses Programm stößt bei der Implementierung jedoch auf vielfältige Schwierigkeiten. So sind zum Beispiel AIDS-Waisen, deren Eltern vor dem Tod nicht auf HIV getestet wurden, nicht berücksichtigt und erhalten somit keine Unterstützung von Seiten der Regierung. In vielen Gegenden fehlen weiterhin die Testmöglichkeiten, lokales Gesundheitspersonal verlangt entgegen den

Gesetzen doch Gebühren für ihre Dienstleistungen oder Menschen verweigern den Test aus Angst, dass ein positives Ergebnis zu Stigmatisierung ihrer selbst und ihrer Kinder führen könnte. Hierbei handelt es sich nicht etwa um Einzelschicksale, sondern um einen ganz beträchtlichen Teil der betroffenen Kinder, die durch das staatliche Fürsorgenetz fallen. Oft bleibt ihnen keine Wahl, als die Schule abzubrechen und für ihren Lebensunterhalt sowie oft auch noch den ihrer Angehörigen zu arbeiten. Ohne schulische Bildung geraten sie so in einen Teufelskreis aus Unbildung und Armut, aus dem sie sich alleine kaum wieder befreien können.

Das Konzept der AIDS-Waisenhilfe China e.V.

Genau an dieser Stelle beginnt das Engagement der AIDS-Waisenhilfe China e.V., die Ende 2004 auf Initiative von Mitarbeitern und Studenten des Ostasiatischen Seminars der Universität zu Köln gegründet wurde. Vornehmliches Ziel des gemeinnützigen Vereins ist es, durch direkte finanzielle Unterstützung Kindern zu ermöglichen, weiter am Schulunterricht teilzunehmen. Trotz guter Kenntnisse der Situation vor Ort brauchten wir nicht zuletzt aufgrund staatlicher Vorgaben einen Kooperationspartner, an den wir unser Projekt angliedern konnten. Nach intensiver Recherche ging der Verein eine Kooperation mit dem Kinderhilfswerk SC und mit dem lokalen Frauenverband des Kreises Fuyang im Norden Anhuís ein. SC integrierte unser Projekt in seine bereits existierenden Strukturen in der Provinz Anhui; so hatten beide Partner die Gelegenheit, komplementär zu arbeiten: Während SC vor allem strukturell arbeitet (z. B. zur Stärkung von Kinderrechten), gelingt es durch die Gelder der AIDS-Waisenhilfe China mittlerweile über 130 Kinder in den Projektgebieten in konkreter Form zu unterstützen. Monatliche Zahlungen von 10 Euro reichen dabei für die Kinder aus, um in ihren Gemein-

schaften verbleiben und weiter die Schule besuchen zu können. Zusätzlich unterstützt der Verein zwei „small group homes“, in denen sieben Kinder mit Pflegeeltern zusammenleben. Da die Zahl der von uns unterstützten Kinder stetig gewachsen ist, wird durch den Verein inzwischen auch eine halbe Stelle für eine Mitarbeiterin bei SC bezahlt, die sich um die Kinder kümmert. Der Verein stützt sich neben monatlichen Spenden der Mitglieder auf vielfältige Aktivitäten, wie zum Beispiel Vorträgen an Universitäten und Schulen, Spendensammlungen am Welt-AIDS-Tag sowie die Teilnahme an politischen Veranstaltungen. So wird gleichzeitig Geld gesammelt und auf das Schicksal der AIDS-Waisen in China aufmerksam gemacht. Alle Mitarbeiter in Köln arbeiten ehrenamtlich, sodass in Deutschland kaum Kosten entstehen und die Gelder zu über 95 Prozent in das Projekt in Anhui fließen.

Gleichzeitig arbeiten wir intensiv daran, das Umfeld „unserer“ und anderer betroffener Kinder zu verbessern. Seit Sommer 2007 konnten wir aus Einzelspenden mehrere Schulungen für Beamte aus Familienämtern, Mitarbeiterinnen des Frauenverbands, Lehrer und Freiwillige an Schulen finanzieren. Die Teilnehmenden erhielten Informationen über HIV und AIDS; Vorurteile und Ängste wurden abgebaut und pragmatische Ansätze zur Verhinderung einer weiteren Verbreitung, zum Abbau von Diskriminierungen sowie zur Unterstützung der Betroffenen diskutiert. In einem zweiten Teil der Schulungen wurde die besondere Lage der durch HIV/AIDS betroffenen Kinder besprochen und Pläne erarbeitet, wie diese Kinder am besten sowohl materiell als auch psychologisch unterstützt werden könnten. Zudem erhielten die Teilnehmenden Hilfen an die Hand, wie sie ihr neu erarbeitetes Wissen in ihrem Umfeld weitergeben können.

Ein weiteres Projekt, das wir im letzten Herbst gestartet haben, ist die Finanzierung von Kinderzentren. Hier sollen Kinder außerhalb

der Schulzeiten betreut werden, erhalten Hausaufgabenhilfe, Zuneigung, ein warmes Essen, die Möglichkeit, zu spielen oder mal einen Ausflug mitzumachen. Besonders wichtig ist der Abbau von Stigmatisierungen der von AIDS betroffenen Kinder durch ihre Alterskameraden. Denn HIV/AIDS führt nach wie vor zu großen Ängsten und die Kinder HIV-positiver Eltern werden oft ausgegrenzt und so zusätzlich traumatisiert. Die Zentren sollen zudem als Ort für Informationsveranstaltungen und Weiterbildungen dienen, so dass insgesamt die Verbreitung von HIV/AIDS, aber auch anderer Krankheiten wie Tuberkulose auf den Dörfern weiter eingedämmt werden kann. Je nach finanzieller Ausstattung ist der Anbau eines kleinen Untersuchungszimmers möglich, in das regelmäßig ein Arzt zur Untersuchung und Behandlung der Kinder kommt. SC hat bereits gute Erfahrungen mit solchen Zentren in anderen Gegenden gemacht und wir hoffen, dass sie vielen Kindern weitere Chancen und neuen Lebensmut geben werden.



Besuch des Projektes in Anhui – Die Hilfe kommt an

Nach zwei kürzeren Besuchen im Projektgebiet in den Jahren 2006 und 2007 haben wir im März und April 2008 zu zweit das Projekt im Rahmen einer Feldforschung für unsere Diplomarbeiten für mehrere Wochen besucht und es nach wissenschaftlichen Kriterien

evaluiert. Hierfür wurden qualitative Leitfadeninterviews mit unterstützten Kindern und zum Teil ihren Erziehungsberechtigten und Lehrern sowie mit Angehörigen der lokalen Projektpartner – des Frauenverbandes und des Bildungsamtes – durchgeführt. Zunächst konnten wir hautnah miterleben, mit was für Schwierigkeiten die Mitarbeiter von SC zum Teil zu kämpfen haben: Die Dörfer liegen weit auseinander, die Straßen sind größtenteils nicht geteert und bei Regen kaum passierbar. So können Fahrten von 30 Kilometern auch mal zwei Stunden dauern. Zudem müssen die Mitarbeiter für Treffen mit den Kindern den richtigen Zeitpunkt abpassen, und dies galt natürlich auch für die Interviews. Tagsüber gehen die Kinder in die Schule, und sie aus dem Unterricht herauszuholen ist natürlich ungünstig, da so sehr viel Aufmerksamkeit auf sie gezogen wird. HIV/AIDS ist auch in den stark betroffenen Regionen leider noch kein Thema, das viel öffentlich diskutiert wird, und es existiert nach wie vor viel Unwissen und daraus resultierende Diskriminierung, der wir die Kinder nicht zusätzlich aussetzen wollten. Dementsprechend haben wir immer versucht, so unauffällig wie möglich vorzugehen - soweit das eben möglich ist, wenn man als einzige Ausländer weit und breit mit einem Auto in chinesischen Dörfern unterwegs ist. Die verschiedenen Faktoren führten dazu, dass der Zeitaufwand pro Interview deutlich höher war als zu Beginn erwartet.

Zusätzlich waren viele Erfahrungen in den Wochen vor Ort sehr belastend. Trotz der Berichte über bisherige Projektbesuche und eigener Reisen durchs ländliche China fanden wir die Armut im Norden Anhuís schockierend. Besonders schlimm war es zu sehen, wie stark viele von HIV/AIDS betroffene Kinder seelisch leiden. Manche waren so verschlossen, dass sie sich während des ganzen Interviews nicht getraut haben uns direkt anzusehen, geschweige denn in ganzen Sätzen zu sprechen. Nicht

wenige haben angefangen zu weinen und auch wir sind nicht selten mit einem Knoten im Hals aus dem Interview herausgegangen.

Dennoch: Unser Fazit bezüglich des Projekts ist eindeutig positiv: Die Hilfe kommt an und ist enorm wichtig! Die Kinder sind sehr glücklich über die Unterstützung, da sie ihnen den Schulbesuch sichert und die ökonomische Situation der Familie entspannt. Man muss bedenken, dass viele der Kinder normalerweise Fleisch nur zum Frühlingsfest essen können und ansonsten von dem leben, was sie und ihre Großeltern auf dem eigenen, kleinen Stück Land anbauen oder evtl. Geschwister oder andere Verwandte mit ihren Jobs verdienen. Viele der Kinder sind auch sehr gut in der Schule und gehören teilweise sogar zu den drei Besten ihrer Stufe. Besonders erfreulich war es zu hören, dass mehrere Kinder in ihrem späteren Leben ebenfalls in einem sozialen Beruf tätig sein möchten, um die Unterstützung, die sie erfahren haben, weitergeben zu können.

Die finanzielle Hilfe ist aber nur ein Teil. Genauso wichtig ist es die Kinder zu wissen lassen, dass jemand sich um sie sorgt und dass sie nicht auf sich allein gestellt sind. Die Teddys, die letztes Jahr von Vereinsmitgliedern gespendet wurden, gehören zu ihren größten Schätzen genau wie die Briefe, die sie von uns oder von SC erhalten haben. Die Mitarbeiter von SC haben uns bestätigt, dass der persönliche Kontakt und die Anteilnahme den Kindern hilft, ihrem Schicksal entgegenzutreten und dass bei allen Kindern, die sie regelmäßig besuchen können, eine positive Entwicklung aus der Verslossenheit heraus zu beobachten ist. Die Kinder freuen sich sehr über jeden Besuch und öffnen sich mehr und mehr. Aus diesem Grund überlegt die AIDS-Waisenhilfe China zusätzlich zum Spendensammeln mehr Aktionen zu unterstützen, die den persönlichen Kontakt fördern, z.B. sollen im Sprachunterricht von den Studierenden

der Sinologie und der Modernen Chinastudien in Köln regelmäßig Briefe verfasst werden.

Wie schon die anfangs erwähnte Studie von SC zeigten auch die Interviews noch einmal deutlich, dass zusätzlich zu den materiellen Sorgen die Kinder enorme Angst vor Ausgrenzung und Isolation haben. Sie sind damit konfrontiert, dass sich ihr nächstes Umfeld ihnen gegenüber abweisend oder sogar verletzend verhält, viele von ihnen werden gemieden und es wird hinter ihrem Rücken über sie und ihre Familien gesprochen. Flankierend zu der Suche nach Wegen, die Kinder in ihrem gewohnten Umfeld verbleiben zu lassen, ist es daher notwendig, den Kindern psychosoziale Unterstützung anzubieten. Hierzu zählt nicht nur professionelle Hilfe, sondern auch die Möglichkeit die eigenen Empfindungen im gemeinsamen Spiel und Austausch mit Gleichaltrigen auszudrücken.

Zusätzlich zu den bisherigen Anstrengungen in diesem Bereich wie das Angebot von Schulungen und der Aufbau von Kinderzentren hat sich die AIDS-Waisenhilfe daher als nächstes Ziel vorgenommen, so schnell wie möglich eine Vollzeitkraft in Fuyang anzustellen, die sich ausschließlich um die Belange „unserer“ Kinder kümmern und als Ansprechpartnerin bereitstehen soll. Es ist hierbei aber im Interesse der Kinder wichtig, die Langfristigkeit einer solchen Stelle gewährleisten zu können. Deswegen ist die AIDS-Waisenhilfe China auf die Hilfe der vielen langjährigen und hoffentlich neuen Mitglieder angewiesen. Eure Ideen für Spendenaktionen und aktive Mithilfe sind sehr willkommen! ■

Weitere Informationen gibt es auf www.aidswaisen.de. Wir beantworten auch gerne Fragen per Email an info@aidswaisen.de.

Gisa Hartmann studiert Moderne Sinologie, Ältere Sinologie und Politikwissenschaften an der Universität zu Köln.

欢
迎
加
入

Von Reisterrassen und geflochtenen Hüten

von Till Ammelburg

Vom Bauchnabel Buddhas Dickbauch aus ging es weiter nach Huangshan Stadt, auch Tunxi genannt. Die Touristenstadt, auch erster Anlaufpunkt für Huangshan-Besteiger erreichte ich abends, als ich schon ein paar Stunden auf den zu Tunxi im krassen Gegensatz stehenden holprigen Straßen durch Anhuís ärmliche Gegenden gefahren war. Jetzt wurden die Straßen plötzlich wieder glatt und breiter, die Frequenz an Straßenlaternen nahm zu und die am Straßenrand angepflanzten Bäume leuchteten in grünem Neonlicht. Tunxi gefiel mir als Stadt sehr gut. Die Leute waren freundlich, die Stadt überschaubar und sie schien nicht so im Übertakt zu laufen wie andere chinesische Städte. Das Schönste war die Altstadt, die Laojie, wo es zwar ähnliche Sachen zu kaufen gab wie in Guilin, Peking oder anderen chinesischen Touristenstädten, die aber eine echte althinesische Atmosphäre herüberbrachte und mit der Stadt an sich mehr zusammengewachsen war, als das in den etlichen anderen Laojies in China der Fall ist. Schlenderte man nachmittags und nicht abends, wenn gerade die Touristenhorden vom Huangshan-Klettern zurückkamen durch die Laojie und ihre vielen kleinen Verzweigungen, schien sie ganz den Anwohnern zu gehören. Sie genossen die ersten warmen Sonnenstrahlen, spielten Karten oder schauten in der Gegend herum.

Am zweiten Tag wollte ich dann zu meinem Endziel nach Wuyuan in der Provinz Jiangxi aufbrechen. Tickets hatte ich schon in der Tasche, wollte mir nur noch vorher ein bisschen Geld abheben. Meine Bankkarte jedoch, die war weg. Habe ich sie in Peking liegen lassen oder habe ich sie verloren? Ich war mir nicht sicher. Nachdem ich mich von einer anfänglichen Halbpanik habe beruhigen

können, schmiss ich erstmal alle Pläne über den Haufen und setzte mich ins Internetcafé. Skype runterladen, Bank in Deutschland anrufen, Karte sperren, Konto in Tunxi eröffnen, nochmal Bank in Deutschland anrufen, Herrn Hildebrandt bitten, eine Überweisung von Deutschland nach Tunxi zu machen. Eine Woche Wartezeit. Es blieben noch 300 Yuan (30€) für ungefähr eine Woche. Das müsste reichen.

Es war schon Viertel nach drei. Um drei sollte der Bus nach Wuyuan eigentlich schon abgefahren sein. Dieser Umstand führte dann zu einem für mich unvergesslichen Ausruf eines verärgerten Fahrgastes, der im südlichen vom s-Laut gefärbten Hochchinesisch laut von hinten in den bereits schon voll gerauchten Bus hinein bellte: „Der Bus hätte um 3 Uhr doch schon längst abfahren müssen verdammt nochmal!“ Ich konnte mir ein lautes Lachen nicht verkneifen und auch die anderen Damen und Herren feierten fröhlich mit. Der voll besetzte Bus fuhr dann also endlich ab und gabelte schwarz noch etliche andere Fahrgäste am Straßenrand auf, bis er auch mit Steh-gästen (meistens Frau mit Kind auf dem Arm plus kettenrauchendem Ehemann) vollends ausgefüllt war. Während der Fahrt bekam ich dann hin und wieder einmal ein Kind mit nacktem Hintern in die Hand gedrückt und war somit mitten im Geschehen. Dieses Geschehen war außerdem maßgeblich von sich übergebenden Damen geprägt. Manche standen dieses erleidend aus und brachen im Stillen, andere spien aus vollen Kehlen und bezeugten lauthals klagend die Leiden der Übelkeit.

Auf der Fahrt lernte ich einen netten Kantonesen namens Donald kennen. Er sprach so

langsames und so langgezogenes Hochchinesisch, dass ich erst dachte er käme aus Vietnam oder Thailand. Wir verstanden uns gut und entschlossen, zusammen von Wuyuan aus in die natürliche Umgebung mit den alten, gewachsenen Dörfern loszuziehen. In Wuyuan angekommen aßen wir zuerst etwas in einem kleinen Restaurant, wo uns gleich Motorradfahrer anquatschten, die ihre Dienste anbieten wollten. Mit Donald an der Seite lehnte ich mich natürlich in Sachen Reiseplanung jetzt etwas zurück. In meinem Reiseführer stand zwar, dass man sich auf solche Motorradfahrer nicht einlassen sollte, da sie einem das Geld aus der Tasche ziehen. Als Donald jedoch mit genau solchen Motorradfahrern zu verhandeln begann, verlor mein Reiseführer schlagartig an Bestimmungsrecht. Ergebnis: Zwei Stunden später standen wir, nicht weit gekommen, mit 50 Yuan weniger in der Tasche irgendwo im Niemandsland. Es hieß 20 Yuan bis zum ersten historischen Dorf. Dort angekommen, hängten diese Motorrad-Halunken für die nächste Etappe ganz fix eine Null an den abgemachten Betrag. Nach langer Diskussion gaben wir ihnen, um uns nicht in größere Unannehmlichkeiten zu verstricken, mehr als abgemacht und trennten uns so von den Schurken. Nun standen wir also mutterseelenallein irgendwo in Jiangxi, wo außer wunderschöner Natur nichts zu sein schien. Jetzt geht das Abenteuer los, dachte ich, der Donald und ich auf weiter Flur! Das ist doch was! Eine halbe Stunde später kamen wir jedoch schon im nächsten Dorf an, wo es Supermärkte gab und wo ein Bus nach Likeng – unser Zielort – für 10 Yuan auf Fahrgäste wartete. Irgendwie schade, aber auch irgendwie bequem.

Schon als ich Likeng von weitem sah, wusste ich, dass ich bleiben wollte: Die Straße hört auf und man sieht ein sehr kleines Dorf. Alte weiße Häuser mit schwarzen Dächern und gestuften, ganz leicht nach oben geschwungenen Giebeln liegen in einem von kleinen Bergen

umrandeten Tal eingebunden. Ein Fluss fließt von den Bergen herab zwischen den alten Häusern, unter den vielen kleinen alten Brücken hindurch. Die Frauen sitzen sich unterhaltend am Flussufer und waschen die Kleider auf den spiegelglatten Steinen. Man verirrt sich leicht in den schmalen Gassen der nah beisammenden stehenden weißen Hauswände und den großen verzierten Holztüren. Alle Wege sind mit langen glatten Steinen gepflastert, von denen manche da, wo sich das Dorf den leicht ansteigenden Hügeln ergibt, weiter in die Landschaft hinein führen. Immer weiter, bergauf, bergab den Fluss entlang. Die kleinen, als Mosaik sich dem Dorf anschmiegenden Reisfelder sind gelb und karg. Es ist noch etwas kalt, aber Schnee liegt nur noch auf den Schattenhängen. Die nackten Hügel in der Nähe des Dorfes stimmen etwas traurig. Doch die Bauern mit den geflochtenen breiten Hüten holen weiter Holz ins Dorf herab. Andere kommen, mit Bündeln oder Kindern geschultert, die Steinwege aus den Bergen herab. Es ist ruhig. Ich setze mich abends unter einen aus Stein gebauten Verschlag am Fuß der ersten Hügel mit Sicht auf das in Abendsonne eingefärbte Dorf und genieße das Gefühl, angekommen zu sein.

Donald und ich nahmen jeweils ein Zimmer bei einem jungen Bauernehepaar. Donald musste leider am darauffolgenden Tag wieder nach Guangdong zurückreisen, ich jedoch ließ mich in dem Zimmer für die letzten sieben Tage und das restliche Geld nieder. Die folgenden Tage verbrachte ich stets damit, die Gegend um Likeng zu erkunden. Ich lief die langen alten Wege immer weiter entlang. Hie und da traf ich auf einen Bauer, aber die meiste Zeit war ich vollkommen allein mit der Natur. Abends setzte ich mich wieder unter den kleinen Verschlag, lauschte der Stille und dachte nach.

Das „echt-Chinesische“ nachdem ich suchte, war zum einen sicherlich diese romantische,

ja kindliche Chinavorstellung von geflochtenen Hüten und Reisterrassen, die ich anfänglich so krampfhaft erfüllt sehen wollte und mit der Zeit mit Abstand zu betrachten lernte. Gleichzeitig stand damit jedoch auch die Suche nach einem Ort in Verbindung, der mich vollkommen vereinnahmt, mich neugebären sollte. Ein Ort, der mir so fremd ist, dass ich mich selbst darin nicht wiedererkennen kann, der mir Flucht gewährt vor mir selbst und der alltäglichen Wirklichkeit. Und jetzt war ich also wirklich angekommen, angekommen an jenem Ort den ich mir in meinen Wünschen ausmalte. Es gab keine Autos, keine Touristen und die Menschen wohnten in natürlichen, traumhaft anzusehenden Dörfern wahrscheinlich noch genauso wie vor 500 Jahren. Doch so schön dieser Ort auch war, entrücken konnte er mich nicht. Jenen Ort der Flucht und des Neuanfangs konnte es nicht geben. Da musste ich schon selbst anpacken. Und es kann mir gelingen, egal ob in Likeng, in Shuangmiao oder in Shanghai. *Zu bu chu hu, bian zhi tian xia shi.* Ohne über die Schwelle zu treten, kannte er alle Dinge in der Welt.

Meine Ankunft in Likeng, gemeinsam mit dieser Erkenntnis, hatten mich befreit. Ich musste nicht mehr weitersuchen, ich konnte mir nun gelassen, ohne Anspruch mir das anschauen, was mir so zu Erleben bestimmt war. Am Abend des dritten Tages verliebte ich mich in Professor Yu und seine Frau. Ich kam gerade von einem Spaziergang zurück, als das Ehepaar am Tisch saß und mich einlud, mit ihnen gemeinsam zu speisen. Professor Yu lehrte bildende Künste an einer Universität in Jilin. Er war von großer, kräftiger Statur und hatte einen riesigen Kopf. Sein großes, rundes und flaches Gesicht ging über den vom Alter gezeichneten typisch chinesischen Augen in eine Halbglatte über, von der sein längeres Resthaar wellig nach hinten gekämmt war. Im Beisein des jungen Gastgeberhepaares und der Cousins und Cousinen begann Herr Yu dann sogleich eine Karaffe Wein nach der

anderen zu bestellen und leitete so einen für mich unvergesslichen Abend ein. Reihum stießen wir junge Spunde mit dem Professor an, einigten uns darauf ihn „Lehrer“ zu nennen und tranken, aßen, rauchten, lachten unbeschwert. Der vor Energie überschäumende Professor Yu hatte es mir angetan. Es war herzerreißend mit anzusehen, wie er das Essen und den Wein genießen konnte. Mit seiner tiefen lauten Stimme erzählte und erzählte er voll Enthusiasmus von chinesischen Bräuchen und kulturellen Unterschieden ohne müde zu werden. Seine Frau korrigierte ihn hin und wieder einmal, er gab ihr nach ohne den Kopf zu senken. Sie stellte mir dann die Fragen, die ich in China immer vermisst hatte und hörte mir mit einer Aufmerksamkeit zu, die mir ein Gefühl von Geborgenheit gab. Ich fühlte mich so wohl mit diesen Leuten und wollte nicht, dass der Abend zu Ende ging. Der Alkohol zeigte jedoch langsam seine Wirkung und als wir noch im Einklang immer wieder den wunderschönen Abend und den schmackhaften Wein priesen, dauerte es nicht mehr lange und Professor Yu musste in die Knie gezwungen, von seiner Frau gestützt zum Gemach aufsteigen. Er stand wankend auf, fasste mich fest an der Schulter, schnaubte, schaute mich aus seinen jetzt noch schmalen, scharfen Augen an und sagte zweimal mit feierlicher aber bestimmender Stimme: „Hao! ...Hao!“

Am nächsten Morgen machte ich mich früh um 6 auf den Weg. Ich wollte herausfinden, wohin die lange Straße führt, die vom Dorf aus nach Norden in die Berge verschwindet. Der Weg ging immer weiter am Fluss entlang durch traumhafte, menschenleere Landschaften, bis ich plötzlich mitten im Wald wieder auf die weißen Häuser stieß. Vollkommen abgeschnitten von jeglicher Verkehrsanbindung lag dort ein kleines Dorf am Fluss. Gleich am Ortseingang rannten kleine Kinder auf mich zu. Ich fragte sie nach Wasser, worauf sie mich gleich zu sich nach Hause

führten und der Vater eines der Kinder mir was zu trinken und Zigaretten anbot. Ich ruhte dort ein bisschen, kaute Nüsse, spielte mit den Kindern und machte mit ihnen Fotos. Bevor ich weiterging durfte ich mir bei der Familie noch den Bauch vollschlagen. Mit dem Wort vom Herrn des Hauses, einen Ort weiter einen Bus nach Likeng zurück zu finden, lief ich noch ein ganzes Stück in die Landschaft hinein, bis ich wieder auf eine asphaltierte Straße stieß und Dalian erreichte, ein genauso kleines Dorf wie alle anderen mit demselben Namen wie die Großstadt im Nordwesten Chinas. Dort erfuhr ich sehr schnell, dass der besagte Bus nach Likeng nur einmal am morgen in die Provinzstadt fährt. So stand ich also wieder mal allein im Nirgendwo. Es war 3 Uhr nachmittags. Das hieß, ich musste schnell sein, wenn ich vor Sonnenuntergang wieder in Likeng sein wollte. Oder sollte ich doch hier irgendwo übernachten? -ch entschloss mich dazu, die ungefähr 20 Km zurückzulaufen und schaffte es wirklich, innerhalb der halben Zeit vor dem Sonnenuntergang wieder zurückzufinden. Ich war total im Eimer, aber ich freute ich mich schon darauf, Professor Yu und seine Frau wiedersehen zu können und ihnen von meiner abenteuerlichen Wanderung zu erzählen. Zu meiner großen Enttäuschung waren sie jedoch abgereist. Die Hausherrin berichtete mir, dass der Professor gestern Nacht einen Unfall hatte, er schnitt sich die Hand an der Glastür auf. Daraufhin seien sie gleich früh morgens zurückgefahren. Weder Telefonnummer noch Adresse hatte ich von Ihnen, nicht mal den vollen Namen wusste ich. Das stimmte mich sehr traurig. Es war ein richtiger Verlust für mich, den ich später immer wieder gespürt habe.

Nach insgesamt sieben Tagen fuhr ich also zurück nach Tunxi, blieb dort noch einen Tag und nahm abends den Zug durch die Nacht nach Shanghai. Dort angekommen, musste ich feststellen, dass es kein Ticket mehr für

die Weiterreise nach Peking gab. Also suchte ich mir ein Hotel für eine Nacht und nutzte den Rest des Tages, um die größten Stadt Chinas zu besichtigen. Man wird in der Volksrepublik wahrscheinlich innerhalb von 24 Stunden kaum so große Unterschiede sehen können wie bei einer Fahrt von Likeng nach Shanghai. Mögen mir diejenigen verzeihen, die lange in Shanghai gelebt, die Stadt kennen und lieben gelernt haben, mich ließ Shanghai kalt. Ich fühlte mich wie im Disneyland. Die riesigen, blinkenden, pompösen Bauten, die sich kreuz und quer da wo noch Platz ist in den Himmel strecken, prallten wie ein schlechtes Bühnenbild vollkommen von mir ab. Ich ging mit lauter Musik auf den Ohren auf der Nanjing Xilu dem Bund entgegen und wurde unübertrieben jede Minute von der Seite her angesprochen. Von jungen Studentinnen, von lächelnden Leuten in Anzügen, von Männern mit DVDs in der Hand, von Haschisch-Flüsterern. Es war so unglaublich frequentiert, dass mir gar nichts anderes übrig blieb, als die Musik lauter zu drehen und mit starrem Blick nach vorn geradeaus durch die Menschenmassen durchzumarschieren. So sehr ich mich im glaubwürdigen und verletzlichen Likeng öffnen konnte, so sehr zog ich mich in der anonymen und unnahbaren Großstadt in mich zurück. In Likeng waren alle Karten offen gelegt, Shanghai spielte mit verdecktem Blatt. Aber das war in Ordnung. Die Sonne schien, es war angenehm warm und ich fühlte mich anders aber wohl. Ich lief am Bund auf und ab, schaute auf die gegenüberliegende Wolkenkratzerfassade und ignorierte weiterhin die Leute, die mich anredeten. ■

Till Ammelburg studiert Sinologie an der Universität Leipzig.

Im Gespräch mit Michael Kahn-Ackermann

Herr Kahn-Ackermann, wenn ich richtig informiert bin, haben Sie zuerst angefangen Soziologie zu studieren und nach dem Abbruch dann etwas „Nutzloses“ studieren wollen. Warum haben Sie gerade Sinologie gewählt?

Genau weiß ich es nicht. Vielleicht, weil ich während des Gymnasiums schon ein bisschen Chinesisch gelernt hatte und mich daran erinnerte. Das war aus Neugierde heraus, damals gab es keinen aktuellen Anlass. Ich kann auch ehrlich gesagt nicht genau beantworten, warum ich nicht Assyriologie oder etwas Ähnliches studiert habe.

Sie sind als einer der ersten DAAD-Stipendiaten nach China gegangen. Bitte erzählen Sie doch mal konkret, wie das 1975 war. Was hatten Sie für Erwartungen und haben sich diese Erwartungen erfüllt?

Wie fast alle meiner Generation hatte ich gewisse Linkstendenzen. Ich war neugierig auf das sozialistische Experiment China und hatte große Sympathien dafür. China befand sich damals in der Endphase der Kulturrevolution. Wir haben diese Phase als sehr depressiv erlebt. Es war eine Phase, in der die Begeisterung der frühen Kulturrevolution längst verflogen war und die Leute eigentlich

nur Angst hatten und misstrauisch waren gegenüber einander und gegenüber Ausländer natürlich ganz besonders. Das Leben war eine organisierte Armut. Wir haben sehr schnell gemerkt, dass zwischen der politischen Phrasologie und der Wirklichkeit eine Riesenkluft bestand. Das hat uns sehr frustriert.

Sie haben im Interview mit Ursula Nusser vom SWR2 gesagt, dass der Hass auf das System und der Frust von dem sie gerade sprechen, der sich in der Anfangszeit bei Ihnen entwickelte hatte, vor allem ihrer Wahrnehmung und ihren Projektionen auf China geschuldet waren. Was hat Ihnen dabei geholfen sich von diesen Projektionen zu lösen und mit einer frischen Neugierde auf China zuzugehen?

Die Einsicht, glaube ich, dass mir China nichts schuldet. Dass China nicht die Verpflichtung hat, meinen Wunschbildern oder Phantasien zu entsprechen. Und dass ich mir auf diese Weise, wenn ich daran festhalte und China an ihnen messe, mir selbst den Zugang zur Realität versperre. Ich glaube, das ist ein Prozess, den jeder mit sich selber abmachen muss. Es ist wichtig sich darauf zu prüfen, was man eigentlich von China erwartet und wie man von diesen Erwartungen einfach mal zurücktreten kann ohne sofort zu werten und

alles in eine Schablone von „gefällt mir“ oder „gefällt mir nicht“ zu pressen. Das sind Selbstlernprozesse. Sicherlich nicht nur für China, sondern auch für andere Länder.

Nach Ihrer Rückkehr haben Sie dann das Buch „China - Drinnen vor der Tür“ veröffentlicht. Was hat Sie dazu veranlasst, Ihre Erfahrungen schriftlich zu verarbeiten?

Ich bin gebeten worden Vorträge zu halten. Damals wusste man ja nur wenig über China. Es gab immer noch Parteien Intellektueller, die von einer maoistischen Begeisterung geprägt waren. Real jedoch wusste man über China wenig. Ich habe einige Rundfunkvorträge zu Einzelthemen gemacht und wurde dann von einem Verlag gefragt, ob ich meine Erfahrungen nicht niederschreiben möchte. So ist schließlich dieses Buch entstanden, von dem ich mir anfangs auch nicht besonders viel erwartet hatte. Ich nahm nicht an, dass es besonders großen Widerhall finden würde und war dann umso mehr überrascht, als es plötzlich viel diskutiert und besprochen wurde.

„Drinnen vor der Tür.“ Was für ein Gefühl beschreibt der Titel Ihres Buches?

Das Gefühl, dass Sie durch bestimmte Mauern nicht hindurchkommen. Dass Sie sich in einer merkwürdigen Zwischensituation befinden, im Land zu sein und doch immer irgendwie außerhalb oder außen vor.

Hat sich dieses Gefühl mit den Jahren verändert?

Natürlich ist die Situation nicht mehr so wie zur Kulturrevolution. Im Gegensatz zu damals ist es heute viel leichter, privaten und persönlichen Zugang zu finden. Man hat chinesische Freundeskreise, man wird nicht mehr bestaunt wie ein buntes Nashorn. Trotzdem glaube ich, dass man sich damit abfinden muss, in China immer Ausländer zu bleiben.

Es ist nicht mehr dieses vollkommene Ausgesperrtsein wie damals, aber man wird als Ausländer wahrgenommen und das bleibt man auch sein Leben lang. An dieses Leben als Fremder muss man sich gewöhnen, möchte man in China länger leben. Sie werden nicht Chinese wie Sie nach einer gewissen Zeit Amerikaner werden.

Vermissen Sie etwas von damals?

Also aus Zeiten der Kulturrevolution vermisse ich jetzt in Bezug auf gesellschaftliche Aspekte nichts. Aus den 80er Jahren vermisse ich diese, ja manchmal naive aber sehr leidenschaftliche Auseinandersetzung mit sich und der Welt, die, so glaube ich, die 80er Jahre bis 1989 geprägt hat. Ich vermisse die damalige Faszination für neue Dinge, die Lust auf Literatur, die intensive intellektuelle Beschäftigung mit dem Land und sich selbst. Das ist heute sehr stark von der Jagd nach dem Geld verdrängt worden.

Dianmo stellt sich in den Dienst der Kulturvermittlung. Was Kulturvermittlung eigentlich ist oder sein sollte, darüber diskutieren wir Sinologie-Studenten des Öfteren. Fragen wie: Sollte man sich an eine fremde Kultur so gut es geht anpassen oder sollte man seine eigene Kultur mitbringen und vor Zusammenstößen mit dem Fremden nicht zurückschrecken. Ist ein Kulturclash vielleicht sogar positiv zu sehen? Was heißt für Sie Kulturvermittlung und wie sehen Sie ihre Rolle als Kulturvermittler?

Also ich glaube jeder, der sich länger in einer Fremdkultur aufhält, hat immer zwei Möglichkeiten. Die eine ist sich dieser Fremdkultur völlig anzuschmiegen, sich in ihr aufzulösen, kulturell ein anderer zu werden. Das ist glaube ich für Europäer in China nicht möglich, egal ob es wünschenswert ist oder nicht. Und die andere Möglichkeit ist, dass man im Verlauf der Jahre seine eigene ursprüngliche kulturelle

Identität vielleicht schärfer entwickelt als man das im eigenen Heimatland tun würde. Ich erlebe mich in China viel mehr als Europäer als ich das in Europa tue, wo viele Dinge gar nicht reflektiert werden, weil sie eben einfach so sind. Ich glaube das ist auch sinnvoll und ich glaube Kulturvermittlung heißt Profil zu zeigen. Immer nur ja zu sagen zu allem was einem hier als fremd oder monströs begegnet ist nicht nur für einen selber schlecht, sondern auch für einen Kulturvermittlungsprozess. Kulturelle Vermittlung funktioniert dort, wo sich die Leute als „Andere“, „Andersartige“ erkennen und akzeptieren. Und nicht dort wo ich eine eigene Identität hemmungslos aufgeben. Es geht aber auch nicht um Kulturclash nur um des Clashes willen und auch nicht darum, zu zeigen wer der Stärkere ist, sondern es ist wichtig, dem anderen die Chance zu geben, mich in meiner Andersartigkeit zu erkennen.

Haben sie das am Anfang Ihrer China-Erfahrungen auch so gesehen?

Nein. Ich glaube die Normalität ist, dass man zuerst einmal ganz aufgehen möchte in der fremden Kultur. Dann merkt man, dass es nicht geht, was einen auch manchmal zur Verzweiflung treiben kann. Das ist eben das Gefühl, vor einer Mauer zu stehen, durch die man nicht hindurch kommt. Man geht dann entweder frustriert weg, weil es nicht funktioniert hat - und das kann dann regelrecht mit negativen Gefühlen verbunden sein, also man ist richtig enttäuscht. Oder man akzeptiert eben, dass man in dieser Gesellschaft immer irgendwo auch als ein Fremder lebt. Und das kann ja auch eine Art des Lebens sein.

Um in Sachen Kulturvermittlung von hier mal auf die berufliche Ebene zu springen: Welchen Auftrag bzw. Anteil haben die Goethe-Institute in der deutschen Kulturpolitik heute in China?

In den Anfangsjahren des Goetheinstituts Ende der 80er Jahre hatten wir eine Fensterfunktion zum Westen. Das heißt, dass man durch uns hindurchschauen und seine Neugierde auf diesen merkwürdigen exotischen Westen befriedigen konnte, der den meisten Menschen so verlockend und nachahmenswert vorkam. Das ist heute vorbei. Erstens sind so viele Chinesen im Ausland gewesen, haben dort studiert und gelebt. Zweitens ist die Information über das, was an wichtigen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Europa oder den USA passiert, zugänglich, und Chinesen wissen heute über den Westen viel mehr als wir über China. Nach unserem heutigen Selbstverständnis ist es so, dass es unsere Aufgabe ist, interkulturelles Verstehen zu entwickeln. Ein Kulturinstitut sollte sich dazu verpflichten, durch kulturelle Kooperation, durch Erfahrung gemeinsamer kultureller Produktion, durch intellektuellen und künstlerischen Austausch nicht den anderen nachzuahmen, nicht den anderen zu kopieren, sondern etwas Gemeinsames zu entwickeln. Das würde ich jetzt mal idealistischerweise als unsere Aufgabe sehen.

Und wie beurteilen Sie die Freiheit, die Ihnen China bei der Ausführung dieser Aufgabe gibt?

Natürlich gibt es politische Beschränkungen. Wobei man sagen muss, dass uns heute die Kommerzialisierung des Kulturbetriebs eine größere Beschränkung auferlegt als die politischen Vorgaben. Es gibt Zensuren in den Bereichen Medien und Film. Aber Sie wissen ja wie das ist, wir sind eben in der eigenartigen Situation, dass man einen Film wie „Das Leben der Anderen“ nicht im Kino zeigen kann, das ist verboten, aber an jeder Straßenecke als DVD kaufen kann. Das ist die widersprüchliche Situation in diesem Land. Außerdem haben die politischen Beschränkungen ganz offensichtlich abgenommen, die heutige Situation ist gar kein Vergleich mit der von vor zwanzig

Jahren. Es gibt zwar eine Wellenbewegung, das heißt mal werden die Zensuren stärker mal schwächer, aber insgesamt hat sich der Spielraum kultureller Äußerungen enorm verbreitert.

Ist es richtig, dass es in Peking ein Goetheinstitut gibt, aber in Hong Kong nur ein Büro?

Nein, in Hong Kong gibt es auch ein Goetheinstitut. In Shanghai gibt es kein Goetheinstitut, da sind wir offiziell die Abteilung für Kultur und Bildung des Generalkonsulats, weil die chinesische Regierung im Moment einen politischen Grundsatz verfolgt, der da heißt: Ein Land, ein Kulturinstitut. Selbst da ist man noch sehr restriktiv. Es gibt in China im Moment nur drei Kulturinstitute. Das Goetheinstitut als das älteste wurde 1988 gegründet, woraufhin 16 Jahre vorerst kein anderes Land hinzugestoßen ist. Erst 2004 reichten sich die Franzosen und 2005 die Spanier mit ein. Momentan halten sich die Chinesen wieder etwas zurück, neue Kulturinstitute in China eröffnen zu lassen und prüfen, ob diese Politik überhaupt ihren Vorstellungen entspricht. Das ist die Situation, und so müssen wir eben versuchen, auf andere Weise tätig zu werden, und das funktioniert auch ganz gut.

Ich habe gehört, dass so viele Chinesen Deutsch lernen wollen, dass nicht alle aufgenommen werden können. Woher kommt dieses Interesse?

Also das ist unterschiedlich. Bei den meisten ist es sicherlich einfach der Wunsch, sich durch irgendeine besondere Zusatzqualifikation professionell weiterzubilden. Zum Beispiel mit dem Erwerb einer weiteren Sprache, um so die Berufsaussichten zu verbessern. Dann ist Deutschland immer noch als Studienort attraktiv, weil die Studiengebühren relativ gesehen sehr niedrig sind. Hinzu kommt, dass man hier in China eine massive deutsche Wirtschaftspräsenz vorfindet. Mit Deutsch-

kenntnissen kann ein gut ausgebildeter junger Chinese sich natürlich erhoffen in einem Joint Venture oder in einem deutschen Unternehmen auch eher angenommen zu werden. Also das Potenzial ist in der Tat so groß, dass wir bei unseren Kursen doch mehr Leute abweisen müssen, als wir das gerne würden.

Wie hat sich das Deutschlandbild in China über die Jahre entwickelt?

Deutschland hatte ja im Unterschied zu anderen Ländern nie Probleme mit seinem Bild in China. Die Belastung durch den Faschismus und Nationalsozialismus ist hier nicht so dominierend. Es gibt natürlich genau die gleichen Stereotypen in China die es weltweit gibt. Dass wir pünktlich, gewissenhaft, humorlos und ernsthaft sind und vor allem Großartiges in der Philosophie und der Musik leisten. Diese Stereotypen scheinen sich wie Epidemien über die ganze Welt zu verbreiten, das ist nicht zu ändern. Wir haben ein durchaus positives Image und werden durchaus positiv gesehen. Die Leute sagen: „Oh Deutscher, das ist aber schön!“. Wir gelten nicht als Trendsetter in Fragen von Lebensstil und Kreativität. Also, wir sind kein Land, das für junge Leute hip ist. Da gibt es sicherlich Länder, die dann für die Chinesen einfach spontan attraktiver und interessanter sind, wie die USA oder Frankreich. Wir gelten als nett, zuverlässig, technisch begabt und ein bisschen dröge.

Sie haben die These aufgestellt, dass man als Goetheinstitut in China einer postwestlichen Kulturentwicklung beiwohnen könnte. Können Sie diese These bitte noch einmal genauer ausführen?

Die gesamten Entwicklungstheorien und -vorstellungen, mit denen wir im Westen groß geworden sind, sind ja immer ein bisschen widersprüchlich gewesen. Da waren einerseits die Konvergenztheorien, nach denen sich alle nichteuropäischen Gesellschaften im Laufe

ihrer Entwicklung ganz zwangsläufig an einen euro-amerikanischen Standard angleichen werden. Und wir hatten auf der anderen Seite diese Suche und Sehnsucht nach dem Autochthonem, nach dem Ursprünglichem, nach dem „ganz anderen“ und exotischen und waren dann immer ganz unglücklich darüber, dass in China die Leute doch auch mit Schlips und Kragen durch die Gegend laufen. Die Wirklichkeit ist wahrscheinlich eine ganz andere. Ich glaube, dass es weder das eine noch das andere sein wird. Im Moment kann ich beobachten, dass teilweise aus einer hypertrophen Entwicklung etwas völlig Neues entsteht. Etwas, das weder traditionell chinesisch ist, noch eine schlichte Übernahme westlicher Kultur und westlicher Denkformen darstellt. Was wir hier als Architektur oder Innendekor erleben, empfinden wir häufig als Kitsch. Aber wahrscheinlich hat ein Grieche, als er nach Rom ins Kolosseum kam, ähnlich die Nase gerümpft und gesagt: „Das ist doch völlig geschmacklos.“ Ich glaube, dass in diesen hypertrophen Aneignungsprozessen nicht einfach imitiert wird, sondern dass etwas völlig Neues entsteht, eine ganz neue Ästhetik. Das mag uns gefallen oder nicht, darauf kommt es gar nicht an. Die Lust am Umgang mit leuchtenden Dingen, ein anderes Farbgefühl, dieses sofortige Aufgreifen von jeder technischen Neuart und dieses spielerische Umsetzen. Die völlige Skrupellosigkeit im Umgang mit Tradition, die man sich einfach zurecht biegt. Das sind Dinge, die wir mit den Traditionen einer westlichen Ästhetik einfach nicht mehr erklären können.

Und politisch bzw. sozial?

Das ist ein spannendes Experiment. Es gibt auf der ganzen Welt wahrscheinlich keine 25-Millionen Stadt, die annähernd so gut administriert wird wie Shanghai. Selbst Großstädte, die nicht den Entwicklungsstand von Shanghai haben, wie Chongqing oder Chengdu sind Städte, die außerordentlich gut verwaltet

sind und einwandfrei funktionieren. Verglichen mit beispielsweise Mexico-City oder Lagos ist die Kriminalität sehr gering und die Lebensqualität sehr hoch. Aber nimmt man einen vergleichbaren Entwicklungsstand europäischer Großstädte, die sicherlich viel kleiner und überschaubarer sind, dann merkt man recht schnell, dass China in der Lage ist, soziale Prozesse zu steuern und gesellschaftliche Widersprüche auszugleichen, eben mit anderen Instrumenten. Wie das genau aussehen wird, kann man im Moment noch nicht sagen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sich China gesellschaftlich zu einer westlichen parlamentarischen Demokratie entwickeln wird. Wir werden uns wohl daran gewöhnen müssen, dass wir für diese Gesellschaft nicht mehr die maßstabsetzenden politische Modelle sein werden.

Können sie abschließend uns Sinologie-Studenten noch etwas mit auf den Weg geben?

Sinologie, als ich es anfang zu studieren, war ein sogenanntes Orchideen-Fach. Und Sinologie sollte auch ein Orchideen-Fach bleiben. Ich glaube nicht, dass es sinnvoll ist, aus Sinologie ein Massenstudium zu machen. Das andere ist, die Verbindung einer fachlichen Ausbildung mit dem Erlernen einer Fremdsprache und damit auch die Verbindung mit einer gewissen Kulturentwicklung. Also das Interesse an songzeitlichem Buddhismus wird sich immer in einer gewissen Grenze halten, obwohl es ein furchtbar spannendes Thema ist. Aber ich glaube, dass man sich sehr genau überlegen sollte, ob man Sinologie studiert. Das heißt, mit einer wirklichen Leidenschaft in einen anderen Kulturkreis einzutauchen und das dann auch zu seinem Thema machen möchte. Oder ob man, was viel vernünftiger ist, ein Betriebswirtschaftsstudium oder ein Jurastudium oder meinetwegen ein Ingenieursstudium eben mit einer guten Kenntnis der chinesischen Sprache verbindet.

Wir haben manchmal die Befürchtung, dass durch die Einführung der Bachelorstudiengänge ein solches Orchideen-Fach wie das der Sinologie aussterben könnte. Haben Sie diesbezüglich Befürchtungen?

Also ausstreben wird es nicht, weil es immer ein paar Verrückte geben wird, die wissen wollen, welche Schuhe man in der Han-Zeit getragen hat. Oder ob die Lebensdaten von Laozi fixierbar sind oder nicht. Das wird es geben und ich hoffe, dass das sich diese Gesellschaft auch leisten kann. Aber insgesamt finde ich es schon richtig, dass sich das Studium des Chinesischen also der chinesischen Sprache pragmatischer orientiert.

Vielen Dank Herr Kahn-Ackermann!

Das Interview führte Till Ammelburg (Peking, 5. Juli 2008)



Michael Kahn-Ackermann, Jahrgang 1946, studierte Sinologie an der Universität München sowie moderne chinesische Geschichte von 1975 bis 1977 an der Universität Peking. Er war einer der ersten DAAD-Stipendiaten, die 1975 zum Auslandsstudium nach China gingen. Seine Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen in China während dieser Zeit hat er nach seiner Rückkehr 1979 in dem Buch „China - Drinnen vor der Tür“ veröffentlicht. Nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und der VR China gründete er 1988 das erste Goetheinstitut in Peking und damit zugleich das erste ausländische Kulturinstitut in der Volksrepublik überhaupt. Nach einer Chinapause ab Mitte der 90er Jahre ist Kahn-Ackermann seit 2006 nun wieder Leiter des Goetheinstituts in Peking.

Neu am Institut!

Prof. Dr. Philip Clart

„In die Tiefe gehen, ohne die Breite aufzugeben“

Endlich ist es soweit! Die Leipziger Sinologie ist zum Wintersemester 2008/09 wieder um eine Professur reicher. Nach langem Hin und Her und einer gescheiterten Bewerbungsrunde wurde nun Prof. Dr. Philip Clart ab Oktober 2008 auf die Professur für die Vertiefungsrichtung Kulturgeschichte/Philosophie Chinas des Fachbereichs Sinologie am Ostasiatischen Institut der Universität Leipzig berufen. Er tritt somit die Nachfolge von Prof. Dr. Ralf Moritz an, der den Fachbereich viele Jahre bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2006 geleitet hatte. Die Professur wurde in der Zwischenzeit von PD Dr. Kai Filipiak vertreten.

Bereits während seiner Schulzeit in Köln lernte Philip Clart japanisch und verbrachte so manche Ferien mit seinen Eltern in Süd- bzw. Südostasien. Aber seine Verbindung zu Asien reicht noch viel weiter in die Vergangenheit zurück: Sein Urgroßvater war als Marinesoldat in den Jahren 1907 bis 1909 in der ehemals deutschen Kolonie Tsingtao im heutigen Shandong stationiert; sein Aufenthalt sowie seine Erlebnisse sind heute noch in den Fotoalben der Familie gut dokumentiert. Philip Clart studierte Sinologie und Ethnologie an der Universität Bonn und schloss sein Studium 1989 mit einer Arbeit über Ritual und Familie bei Sima Guang (1019-1086) bei Prof. Dr. Trauzettel ab. „Ich wollte die Sprache lernen, die damals für mich am weitesten weg war“, beschreibt er seinen Weg in das Sinologie-Studium. Nach seinem Abschluss ging er zunächst zum weiteren Sprachstudium nach Taiwan, bis es ihn 1991 zur Promotion nach Kanada an die University of British Columbia zu Prof. Dr. Daniel Overmyer zog.



In seiner Dissertationsschrift *The Ritual Context of Morality Books: A Case-Study of a Taiwanese Spirit-Writing Cult* widmete sich Philip Clart der Erforschung und Darlegung der Luantang, einer religiösen Bewegung auf Taiwan, welche es sich zur Aufgabe macht, die Lehren der traditionellen Götter in schamanistischen Séancen mittels einer Art „automatischen Schreibens“ schriftlich niederzulegen. Die zahlreichen auf diese Weise entstehenden Texte stellen einen „laufenden Kommentar zum Wandel der taiwanesischen Gesellschaft“ dar und sind somit vorzügliche Quellen für die Erforschung der religiösen, sozialen und kulturellen Umwälzungen im modernen Taiwan.

Dem Abschluss der Promotion im Jahre 1997 folgte eine einjährige Lehrtätigkeit am Department of Asian Studies an der University of British Columbia in Vancouver, ehe Philip Clart zum Department of Religious Studies an die University of Missouri-Columbia in den USA wechselte. Dort wurde er 2005 zum für Ostasiatische Religionen befördert. Zur Religionswissenschaft kam Philip Clart, wie er sagt, „wie die Jungfrau zum Kind“, wurde aber vor allem über seine langjährigen Forschungen mit dem Fach sehr vertraut. Seine Forschungsinteressen umfassen vor allem die Religionsgeschichte Chinas vom 11. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit den Schwerpunkten: Religiöser Wandel im modernen China und Taiwan, Interaktionen von Daoismus und Volksreligion seit der späten Kaiserzeit sowie Volksreligiosität in theoretischer und vergleichender Perspektive. Darüber hinaus befasst er sich neben den geistesgeschichtlichen Strömungen wie dem Daoismus und Konfuzianismus ebenso mit der Beziehung von Literatur und Religion in der späten Kaiserzeit. Neben zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln und Aufsätzen in Fachzeitschriften sowie Übersetzungen, gehören die kommentierte Übersetzung des daoistischen Romans Han Xiangzi: *The Alchemical Adventures of a Daoist Immortal* aus dem 17. Jahrhundert sowie die herausgegeben Monographien *Religion in Modern Taiwan: Tradition and Innovation in a Changing Society* und *The People and the Dao: New Studies of Chinese Religions in Honour of Prof. Daniel L. Overmyer* zu seinen wichtigsten Publikationen. Dass Philip Clart nun wieder nach Deutschland zurückkehrt ist und eine Festanstellung in den USA aufgegeben hat, hängt vor allem damit zusammen, dass er sich wieder verstärkt der sinologischen Forschung widmen möchte, aber so betont er, mit dem Ziel, „in die Tiefe zu gehen, ohne die Breite aufzugeben“.

jt & fa ■

Konfuzius und Phönixkrallen von Thomas Rötting



Die große Frage zum Ende meines Studiums war: Wie kombiniere ich ein Sinologiestudium, Interesse an der Wirtschaftswelt und Leidenschaft für Fotografie in einem spannenden Arbeitsleben in Leipzig? Stellenanzeigen dafür gab es leider nicht.

Also entwickelte ich mit einem chinesischen Freund aus WG-Zeiten in Xiamen abenteuerliche Geschäftsideen. Wir wollten Aalbabies von den besten Laichstellen im tiefen französischen Atlantik an große Fischzuchtanlagen in Fujian verkaufen. Bisher kaufen die Züchter die begehrten Aalbabies über Importeure aus Shanghai. Wir sahen große Margen im Direktverkauf. Obwohl ich sogar einen Besuch meines Freundes in Frankreich einfädelt, wurde nichts daraus. Auch der Handel mit Stahlschrott oder Nähmaschinen aus Deutschland blieben nur Ideen. Die Frage nach dem richtigen Job war weiter ungelöst. Nur gut, dass ich in meinem Studium Sinologie/Volkswirtschaftslehre/ Deutsch als Fremdsprache noch einiges anderes gelernt und schon Arbeitserfahrungen gesammelt hatte.

Geweckt wurde meine Begeisterung für Asien durch eine halbjährige Radtour nach dem Abi durch Vietnam, Laos und Thailand. Asien, der Buddhismus und ein mir völlig unbekannter Kulturkreis - die Erlebnisse dort waren so intensiv und prägend, damit wollte ich mehr,

am liebsten ganztags, zu tun haben. China reizte mich durch seine schiere Größe und Exotik. Also begann ich 1999 mit dem Sinologiestudium in Leipzig. Auf meiner ersten Radtour durch China im Sommer 2000 kamen mir allerdings Zweifel. Mir begegneten arme Landstriche - landschaftlich wenig reizvoll -, große Industriegebiete, Umweltverschmutzung und eine doch manchmal eher schrofte und kühle Atmosphäre. Auf der anderen Seite lernte ich eine großartige Kultur und Philosophie kennen. Ich kam erneut mit dem Buddhismus in Kontakt und traf dann doch auf viele, sehr herzliche Menschen. Mit dem Bewusstsein für die starken Kontraste in diesem Land habe ich mich noch einmal mehr für die Sinologie entschieden. Nach dem Grundstudium ging ich mit einem DAAD-Stipendium nach Xiamen - nach wie vor meine absolute Lieblingsstadt in China. Dort lernte ich ganz passabel Chinesisch - für den Arbeitsmarkt sicher eine der relevantesten Kompetenzen eines Sinologiestudiums – und verbrachte zwei wunderbare Jahre.

Auf Reisen in China und anderen Ländern Asiens habe ich immer mit viel Begeisterung fotografiert. Ich präsentierte meine Arbeiten einer Leipziger Agentur, die mich zu meiner großen Freude als Fotograf aufnahm. Bis heute übernehme ich hin und wieder Fotojobs, die mir eine willkommene Abwechslung und ein zweites Standbein sind.

Während des Hauptstudiums in Leipzig arbeitete ich nebenbei in der Geschäftsstelle des Deutsch-Chinesischen Zentrum Leipzigs (DCZL). Ich konnte dort interessante Kontakte knüpfen und erleben, wie Politik, Wirtschaft und Kultur ineinander greifen. Von meinen Mentor, Prof. Dr. Moritz, habe ich von den weltweit entstehenden Konfuzius-Instituten erfahren, in denen Kenntnisse der chinesischen Sprache und Kultur vermittelt werden. Auch in Leipzig sollte ein solches Institut entstehen und Prof. Moritz band mich in die

Vorbereitungen ein. Anfänglich gab es weder eine Sicherheit, dass das klappen würde, noch eine Stelle oder ein festgezurrt Budget. Gemeinsam mit Professor Moritz, der Universität Leipzig und dem DCZL ist es uns nach einem Jahr gelungen, die Zusage der chinesischen Behörden zu bekommen und die deutsch-chinesische Finanzierung zu sichern.

Danach ging alles ganz schnell. Auf der internationalen Konferenz der Konfuzius-Institute im Winter 2007 in Peking wurde aus unserer Idee auf dem Papier plötzlich Realität. Dort trafen sich die Vertreter hunderter bereits existierender Konfuzius-Institute aus der ganzen Welt zum Erfahrungsaustausch und Leipzig war mit dabei. Wir fühlten uns wie wichtige Staatsgäste, schließlich wurden wir mehrfach in der Großen Halle des Volkes empfangen. An den Abenden spürte ich auf Märkten antike chinesische Möbel für die schicke Einrichtung unseres Instituts auf, die per Containerschiff nach Deutschland verfrachtet wurden. Als die beiden Dozenten der Pekinger Renmin-Universität im Frühjahr dieses Jahres in Leipzig ankamen, erfüllten sie die Räume mit Leben und gaben den ersten Sprachunterricht. Die Vortragsveranstaltungen und Filmabende wurden von Anfang an sehr gut besucht, so dass wir nach dem ersten Semester wirklich zufrieden sind. Als Geschäftsführer des Konfuzius-Instituts freue ich mich über die Erfahrung, etwas ganz Neues wachsen zu sehen und es mitgestalten zu können – und dabei täglich mit China zu tun zu haben.

Möglichkeiten für Sinologen gibt es in vielen Bereichen: Kürzlich hat mich mein chinesischer Freund aus Fujian zu seiner Hochzeit eingeladen. Und das nicht ohne im zweiten Satz zu erwähnen, dass der Vater der Braut in China ein Tycoon im Handel mit Hühnerfüßen ist. Und da wir Europäer ja auch viele Hühner züchten, aber die „Phönixkrallen“ verschmähen, liegt doch nichts näher, als ein tolles Geschäft daraus zu machen... ■

完璧歸趙

„Die Jade unversehrt nach Zhao zurückbringen“

Die Begebenheit hinter dieser Redewendung ist uns durch das Shiji des Sima Qian (ca. 145 – 86 v.u.Z.) überliefert. Laut Überlieferung hatte ein Mann namens Bian He aus Chu in einer bergigen Gegend ein perfektes Stück weißer Jade gefunden, welches allerdings noch völlig in Stein eingeschlossen war. Die Vollkommenheit des Steines ergab sich weder König Li von Chu, noch seinem Nachfolger König Wu – beide ließen ihn wegen angeblicher Irreführung je ein Bein abhacken. Erst der dritte König, Wen von Chu, erkannte die wahre Perfektion der Jade und belohnte den Finder Bian He, um die Fehlthaten seiner Vorgänger wieder gutzumachen. Daraufhin ließ er seine Handwerker die Jade aus dem Stein befreien und eine Scheibe aus ihr formen, welche zu Ehren ihres Finders unter dessen Namen He als „Jadescheibe des He“ berühmt wurde.

Die Überlieferung will es, dass besagte Jade ständig den Besitzer wechselte, bis sie schließlich König Wen von Zhao in die Hände fiel. Aufgrund des großen Ruhmes der Jade gab König Zhaoxiang von Qin vor, er würde im Tausch für das Artefakt 15 seiner Städte an den Teilstaat Zhao übergeben. Da auf Seiten Zhaos berechtigte Zweifel an der Aufrichtigkeit dieses Angebotes bestanden, gleichzeitig aber eine schrofte Ablehnung des Tausches einer (für das kleinere und schwächere Zhao höchst gefährlichen) Schmähung des mächtigen Qin gleichkam, wurde der Zhao-Kanzler Lin Xiangru mitsamt der Jade nach Qin entsandt, um die tatsächliche Lage zu ergründen. Schon kurze Zeit nach Überreichen der Jade stellte sich heraus, dass König Zhaoxiang zwar großen Gefallen an der Jade hatte, aber durchaus nicht bereit war, die Städte an Zhao zu übergeben.

Um das wertvolle Stück zurückzuerhalten, musste Lin Xiangru gleich mehrere Listen anwenden: Zuerst gab er vor, das scheinbar perfekte weiße Material der He Shi Bi habe eine winzige Unreinheit, um sie aus den Händen des Qin-Königs zurückzubekommen. Daraufhin drohte er damit, die Jade mitsamt seines Schädels an einem Pfeiler zu zerschlagen – erst in diesem Moment zeigte sich Qin Zhaoxiang willens, 15 von Lin Xiangru zu benennende Städte an Zhao zu übergeben. Da Lin Xiangru die Bereitschaft des Königs allerdings noch immer bezweifelte, behauptete er, die Reinheit der Jade erfordere eine fünftägige Waschungszeremonie des neuen Besitzers, um nicht den Zorn des Himmels zu erwecken. Während nun der Qin-Herrscher das Ritual der Reinigung genau nach Lin Xiangrus Vorgaben ausrichten ließ, nutzte dieser die gewonnene Zeit, um die Jade über kleine Schmuggelpfade zurück nach Zhao verbringen zu lassen. König Zhaoxiang von Qin war daraufhin so von der Listigkeit und dem Mut des Kanzlers Lin Xiangru beeindruckt, dass er ihn nicht nur am Leben ließ, sondern ihn sogar ehrenvoll bis nach Zhao eskortieren ließ.

Auf der Basis dieser sehr umfangreichen Hintergrundgeschichte entwickelte sich dieses Chengyu zum Ausdruck für die unversehrte Rückgabe eines Gegenstandes an seinen Besitzer und wird bis heute in dieser Bedeutung gleichbedeutend mit der Redewendung 物归原主, „zum rechtlichen Besitzer zurückkehren“, verwendet. ■

»Lichtspiele ohne Grenzen« – Fast vergessene Perlen des Hongkong-Kinos neu entdeckt. Gradwanderungen zwischen Trash und Filmkunst

#2 „TIGER ON THE BEAT“
 老虎出更
 HK 1988
 Aka: Born Hero 2



TIGER ON THE BEAT ist einer der Filme die einem richtig Spaß machen, von Anfang bis Ende. Es gibt kaum eine Minute die langweilt, was nicht verwundert, da er mit einem ungeheuren Tempo über einen hinweg rast. Dabei ist TIGER kein reiner Actionfilm wie man es vom DVD-Cover oder dem Filmplakat erwarten könnte. Vielmehr steht hier der Komödienaspekt im Vordergrund. Ein typisches Buddy-Movie wie wir es von der Leathal Weapon Reihe her kennen. Regisseur Lau Kar Leung, bekannt von seinen Klassikern DIE 36 KAMMERN DER SHAOLIN und DRUNKEN MASTER, weiß zu unterhalten und zeigt was die Kernessenz des HK Kino der 80er Jahre war. Aber erst einmal zur Geschichte, bevor ich dem grandiosen Chow Yun Fat huldige:
 Chow spielt den Polizisten und Frauenheld Francis, der alles andere als ein Kostverächter ist und dem Leben sowie seinem Job mit ausgenommener Lockerheit begegnet. Zusammen mit seinem neuen Partner Michael (Conan Lee) soll er einen komplizierten Fall mit ausländischen und äußerst skrupellosen Drogenhändlern, unter ihnen der große Gordon Liu, aufklären. Dabei kommen sie über

die Schwester eines der beteiligten Gangster der gesamten Gruppe auf die Spur. Die beiden Polizisten werden nach anfänglichen interpersonellen Schwierigkeiten schließlich gute Freunde und Partner. Soweit entspricht die Story so ziemlich 80% aller 80er Jahre Filme aus Hong Kong und auch Hollywood. Was nun aber TIGER abhebt von dieser grauen Masse sind die vielen kleinen, feinen Ideen, Charaktere und Situationen, die wirklich einzigartig sind. Die ausgewogene Mischung aus vollkommen überzeichneten komödiantischen Dialogszenen und kurzen, schnellen und knackigen Actionsequenzen weiß zu fesseln. Zudem ist der 80er Jahre Look grandios. Chow Yun Fat läuft chronisch schlecht gekleidet in ständig wechselnden schrillen Hawaiihemden herum. Dazu kommt noch eine komische Sonnenbrille und weiße Hose, flankiert von abgrundtief hässlichen Slipper. Auch sein Auto, eine chinesische Version eines Minis, läuft vollkommen gegen das übliche Filmklischee eines Polizisten. Chow selbst spielt seinen Charakter so brillant und abwechslungsreich, dass kaum ein anderer Schauspieler neben ihm im Film bestehen kann. Ständig schwankend zwischen

übertriebenem Gigolo-Gehabe und coolen Actionhelden-Gesten, wie wir sie aus HARD BOILED und ähnlich gelagerten Filmen kennen. Die Dialoge strotzen nur so vor Anzüglichkeiten und Parallelen zu anderen bekannten Filmen dieser Zeit. Man merkt, dass jeder Beteiligte bei der Produktion enormen Spaß hatte, was sich mehr als positiv im Grundton des Films niederschlägt und den Zuschauer letztendlich mit ansteckt. Auch der Gastaustritt von Schauspiellegende Ti Lung und natürlich die Nebenrollenbesetzung mit Gordon Liu sind spektakulär gelöst und zeigen Referenzen zum 70er Jahre Wuxia-Genre. Aber damit noch lange nicht genug. Am Ende wartet der Film dann nochmal mit einer der größten und spektakulärsten Actionsequenzen auf, die es je gab. Hier wird zum Beispiel mittels eines Stricks und einer Pumpgun um die Ecke geschossen. Macheten wurden niemals cooler in Zeitlupe geschwenkt. Und dann noch die bisher unerreichte Kettensägenkampfszene. Zwei laufende Kettensägen werden hier im Duell erbittert geschwungen. Die Choreographie ist absolut erstaunlich und atemberaubend. Selten war ein Zweikampf so nervenaufreibend und fesselnd. Da man ja genau weiß, dass hier nicht mit Computereffekten oder anderem getrickst wurde und im HK Kino dieser Tage grundlegend die Stunts von den Schauspielern selbst gemacht wurden, ist die ganze Sequenz noch umso unglaublicher. Großes Kino kann ich da nur sagen. TIGER ON THE BEAT sei jedem wärmstens ans Herz gelegt. Eine echte Perle, deren volle Entfaltung allerdings erst mit einigem Hintergrundwissen erlebt werden kann. Leider ist der Zugang zu diesem Film in Deutschland recht beschränkt. Es gibt lediglich eine alte Videofassung, die dazu noch unerklärlicherweise gekürzt ist, obwohl die Gewaltausmaße hier vergleichsweise minimal sind. Man ist also gezwungen wieder zu den Asiatischen Importfassungen oder auf die wie üblich empfehlenswerte HKL Fassung aus dem UK zurückzugreifen. **ms**

New Pants 新裤子



New Pants sind wahrscheinlich die einzige Band, die sich an der Bewegung „Beijing New Sound“ beteiligte und heute immer noch häufig Konzerte gibt und produktiv geblieben ist. Sie gründeten sich 1996, als die chinesischen Ohren noch vor allem Metal gewohnt waren. Damals gehörten sie zu den ersten Punk-Bands in China. Anfänglich orientierten sie sich an typischen Ramones-Sound mit einfach gehaltenen, kurzen Liedtexten und raschem Tempo. Der Sänger Peng Lei sang früher so sehr schwerzünftig, dass die Zuschauer seine Texte ewig nicht verstehen konnten. Der Bassist Liu Bao, ein damals 19 jähriger schöner Junge mit langen Haaren, der aber mittlerweile schon mit Haarausfall zu kämpfen hat. Der Schlagzeuger Shang Xiao ist heute in Japan und hält sich mit Fensterputzen und Teller waschen über Wasser. Aus diesen drei Jungs bestand in ihrer frühen Zeit die Anfangsformation von New Pants. Pang Kuan war ein Schulfreund vom Sänger Peng Lei; beide sind im gleichen Malkurs im Jugendzentrum gewesen. Er spielte auf dem ersten Album von New Pants Keyboard und wurde später der Keyboarder der Band. Ein paar Jahre später ,1998, schossen die Punk-Bands in China wie Pilze aus dem Boden. Da die meisten Bands aus Peking kamen, bezeichnete man diese Entwicklung als „Beijing New Sound“. Am Anfang spielten sie in den Kneipen ihre Tracks „keep in touch“, „the Rhein River“, „busy bee“, „17“. Später wurde die Gegend um Wudaokou langsam zum wichtigen

Punkt für Pekinger Punk-Musik, da es in dieser Gegend eine Menge Musikkäden und Klubs gab. Die berühmtesten Klubs waren das „oak“ und später das „happy house“. Als eine normale Punk-Band schien die Musik von New Pants am Anfang nicht so besonders. 1998 brachten sie dann ihr erstes Album heraus, eine Kompilation von ihren frühen Werken. Manche Lieder davon sind heute noch beliebt und werden in ihren Konzerten als Andenken an die alte Zeit gespielt. Danach brach für die Band eine schwere Zeit an. Sie versuchte ihren Musikstil zu ändern, was aber nicht gut gelang. Im Stil ihrer folgenden Alben „Disco Girl“ und „We are automatic“ zeigten sich nur noch schwache Elemente einer an Punk orientierten Musik wie Direktheit und Wildheit, dafür beinhalteten diese aber mehr Keyboard-Elemente, so dass ihre Musik nun eher wie eine Mischung zwischen Pop und Computerspiel klang. Die beiden Alben verkauften sich schlecht. In diese Zeit fiel auch der Weggang von Schlagzeuger Shang Xiao nach Japan. Peng Lei beschäftigte sich in dieser Zeit mehr mit dem Drehen von Zeichentrickfilmen und Sammeln von alten Blechspielzeugen. Eine ganze Weile änderte sich daran nichts, bis 2004 die chinesische Alternativmusik den nächsten Boom erlebte. New Pants sind dabei wiedergeboren. Sie haben so einen brandneuen Musikstil geschaffen, so dass sie zu einer der einzigartigsten Bands in dieser Zeit geworden sind. Ihre Musik lässt alle in den 80er Jahren Geborenen wieder zu dieser romantischen Zeit zurückkommen. Sie lassen New Wave wiederaufleben. Mit ihrer rauschenden und romantischen Musik wird man in den alten Kalifornia-Traum zurückgebracht: alles ist in pink gefärbt und in der Luft duftet das pink love. Im MV „bye bye disco“ haben sie sich vintage angezogen und broken in einem alten Wohnblock. Dieses Lied war ihre erste Single nach der langen Ruhezeit. Es fand großen Anklang und weckte die Erwartung des Publikums auf ihr neues Album. New Pants gaben ihr viertes Album

„Gragon Tiger Panacea“ im Oktober 2006 heraus, eine Box mit CD und DVD. Auf der DVD befindet sich eine kurze Doku über den Film „Peking Monster“, den der Sänger Peng Lei selbst gedreht hat, außerdem noch einige MVs. Das spektakulärste MV davon war „Gragon Tiger Panacea“. Die Band imitierte die alten Hongkonger Kampffilme aus den 70er, 80er Jahren und spielte dabei die verschiedenen Rollen in einer ganz humorvollen Weise selbst. New Pants haben immer neue und lustige Ideen im Kopf. Alles wirkt bei ihnen anscheinend altmodisch und komisch, aber gleichzeitig auch schick und besonders. **wd** ■

http://www.modernsky.com/bands/newpants/newpants_index.htm (New Pants Website)

www.myspace.com/beijingnewpants

www.archive.org (New Pants Album Download)

www.rockinchina.com (Infos zur Musikszene in China)

■ Discography

Title: New Pants
Release Date: 1998
Label: -
Type: CD

Title: Disco Girl
Release Date: 2000
Label: -
Type: CD

Title: We are Automatic
Release Date: 2002, December
Label: Modern Sky Records
Type: CD

Title: Dragon Tiger Panacae
Release Date: 2006, October
Label: Modern Sky Records
Type: CD & DVD

■ Filmography

Title: Peking Monster
Release Date: 2006
Online Video:
<http://bb.news.qq.com/a/20080304/000021.htm>

Title: Panda Candy
Release Date: 2007

Großstadttagebuch – Berichte aus Hongkong #1

von Marco Sparmberg

“Mind the Gap” (Donnerstag 22. August)

Endlich bin ich gelandet, in der Stadt, die mich seit Jahren so magisch anzuziehen scheint. Gleich beim Aussteigen aus dem Flugzeug wird man Zeuge kuriosester Kontrollen, die es so wahrscheinlich nur hier gibt: Mitten im Gang steht ein Zollbeamter mit einem großen deutschen (!) Schäferhund, welcher alle Passagiere erst einmal grundlegend abschnüffelt – nach Drogen? Bomben? Wer weiß das schon so genau. Ein paar Meter weiter steht eine Beamtin der Einwanderungsbehörde, die ebenfalls alle Passagiere mit einer kleinen digitalen Handkamera abfilmt, gefolgt von der Wärmebildabtastung aller Gesichter durch Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums am Ende des Terminals. In Zeiten von SARS und Terrorgefahr hat das sicherlich seine Berechtigung und ist bestimmt nicht der speziellen Tatsache geschuldet, dass mein Flug aus dem arabischen Raum kam.

Nach all den Kontrollen also schnell ab in den klimatisierten Bus Richtung Hong Kong Island. Die Außentemperaturen lagen wie üblich um die 34° gepaart mit einer erdrückenden Luftfeuchte, die einen wieder einmal im ersten Moment erschlägt. Im Stadtteil Causeway Bay angekommen, führte mich ein kleiner Fußweg mitten durch die menschenüberfüllte Yee Wo Street, Hongkongs abendlichem Zentrum für den ungezügelten Konsumwahn. Und da waren sie wieder. Die Kleinigkeiten, die ich in den eineinhalb Jahren Abwesenheit so vermisst hatte: Die ständig wechselnden Gerüche von Fisch, gebratenem Fleisch, Gewürzen aller Art und vollkommen undefinierbarem. Das ständige Klopffgeräusch der



Fußgängerampeln. Das riesige Sprachengewirr, bestehend aus jeder erdenklichen asiatischen und gelegentlich auch mal europäischen Sprache. Plötzlich riss mich eine Stimme mit gebrochenem Englisch aus all dem heraus. Ein älterer Herr hatte bemerkt, dass ich schon seit einiger Zeit krampfhaft nach meinem Hostel suchte und die Straße schon zweimal auf und ab gegangen war. Anfangs stark misstrauisch ging ich doch mit ihm mit und kam wirklich im Hostel an. Die Hongkonger sind gegenüber „Wailo’s“ immer etwas moralisch rabiat und man sollte immer aufpassen, nicht „ausgenommen“ zu werden. Dazu gehört auch, nicht immer die erste Auswahl zu akzeptieren, die sie einem bieten. Eine Tat-

sache, die ich sofort bei der Zimmerwahl beweisen würde. Erst das zweite Zimmer war wirklich annehmbar!

Am späten Nachmittag bekam ich noch eine kurze eMail von einer Bekannten, die ich am darauffolgenden Tag treffen sollte. Sie schrieb, dass sie am Freitag nicht im Büro sei, wenn die Taifun-Warnstufe Nummer 8 ausgerufen wird. Davon hatte ich schon einmal gelesen, jedoch nahm ich das nicht wirklich ernst zu diesem Zeitpunkt. Wie sich herausstellen sollte, war das eine starke Unterschätzung der tatsächlich bevorstehenden Lage.

“Nuri hits the city” (Freitag 23. August)



Als ich am Morgen gegen halb acht aufstand, wurde gerade die Warnstufe von 3 angehoben auf eben jene berühmte Nummer 8. Das führte schlagartig dazu, dass die gesamte Stadt abgeriegelt und taifunfest gemacht wurde. Fast alle Geschäfte öffneten erst gar nicht früh morgens. Die Schulen blieben geschlossen, der Bus-, Fähr- und Bahnverkehr wurde ab 9 Uhr schrittweise eingestellt. Der Flughafen strich alle Flüge für den gesamten Tag (ca. 300 Stück). Sandsäcke wurden vor den Eingängen von Häusern und Geschäften aufgestapelt sowie große Fenster mit Tape abgeklebt. Die Straßen, die am Vorabend noch vor Menschen und Autos überquollen, waren wie leer gefegt. Nur vereinzelte Schaulustige und Fotojäger wie mich trieb es nun noch auf die Straße.

Schon vormittags gegen 11 Uhr herrschten die Vorböten des Taifuns „Nuri“ über und in der Stadt. Winde von bis zu 85 km/h fegten durch die Häuserschluchten und tropischer Dauerregen machte das Ganze noch beschwerlicher. Ich hatte mir vorgenommen, im Stadtteil Central mein Fotoglück zu versuchen und wollte nicht später als 14 Uhr wieder zurück ins sichere Hostel abtauchen. Andere Stadtteile schienen mir zu dieser Zeit schon zu unsicher, da in den berühmten Einkaufsstraßen die Leuchtreklameschilder der Geschäfte, welche ja grundlegend herausragend über den Straßen hängen, schon zu bedrohlich schwankten. Central als Bankenviertel war da noch recht sicher. Mein Versuch, zum etwas vorgelagerten Star Ferry Pier, eine Fähranlage, die Hong Kong Island mit dem Festlandbezirk Kowloon verbindet, zu gelangen, scheiterte schon auf halben Weg. Zu stark war der orkanartige Wind, der jetzt schon durch den Victoria Hafen zog. Ungeschützt von den Hochhäusern war hier kein Vorankommen mehr. Und der eigentliche Taifun wurde erst 6 Stunden später erwartet. Den gesamten Morgen über machten schon Gerüchte die Runde, dass Nuri tatsächlich die Stadt voll treffen würde. Am Vortag hatte man noch mit einem leichten Streifen südwestlich der Stadt gerechnet. Aber nun wurde es wirklich ernst. Nuri drehte kurz vor den ersten Outlying Islands nach Nordosten ab. Die ersten Bambus-Baugerüste, welche hier traditionell immer benutzt werden, brachen ein und erschlugen geparkte Taxis und sogenannte Public Light Busse. Als ich von meiner Fototour ein wenig früher nach Causeway Bay zurückkehrte, bemerkte ich, dass ein riesiger Baum direkt vor dem unmittelbar benachbarten Supermarkt, wo ich noch am Vormittag meine Taifun-Hamstereinkäufe getätigt hatte, dem Wind nicht mehr standhalten konnte und auf die Straße gestürzt war. Ein Trupp Polizisten versuchte, das Ungetüm zu zerhacken, während Touristen Fotos mit sich und dem zerborstenen Stamm machten.

Nun fand ich endgültig die Zeit gekommen, mich in Sicherheit zu bringen. Im Zimmer angekommen, verfolgte ich gespannt die ständigen Taifun Updates alle 15 Minuten im lokalen Fernsehen. Gegen 14 Uhr wurde dann sogar die Warnstufe 9 ausgerufen. Nun war es amtlich. Nuri sollte die Stadt wirklich treffen und war damit der stärkste Tropische Zyklon, wie die Taifune hier genannt werden, seit 5 Jahren. Glücklicherweise blieb die Stadt von einem wirklichen „Direct Hit“ (mit höchster Warnstufe Nummer 10) verschont. Nuri zog nordöstlich über die New Territories ab. Gegen 19 Uhr war dann schon alles vorbei. Was blieb, waren vergleichsweise minimale Schäden und eine Handvoll Verletzter und natürlich scheinbar endloser Monsunregen, der bis zum darauffolgenden Morgen anhalten sollte. Am Abend ging ich noch mit einem Freund, der seit Jahren schon in Hong Kong lebt und ebenfalls in Weimar am Bauhaus war, essen. Allerdings gestaltete sich die Lokalsuche schwierig, da fast alle geschlossen waren. Wir rannten also von Restaurant zu Restaurant mitten durch den strömenden Regen und die fast überschwemmten Straßen, bis wir dann letztlich ein, und wie könnte es auch anders sein, chinesisches Restaurant gefunden hatten. Am nächsten Morgen war wieder alles ganz normal. Menschenmassen und Blechlawinen schoben sich wieder durch die Stadt bei strahlendem Sonnenschein. Die Schäden vom Vortag wurden bereits in der Nacht beseitigt. Mehr Kuriositäten und Lebensgeschichten aus Hongkong im nächsten Bericht. ■

Alle Taifunbilder gibt's unter:

<http://www.flickr.com/photos/medienmarco>

Marco Sparmberg arbeitete als Mediengestalter Bild und Ton an der Bauhaus-Universität Weimar und studiert zur Zeit MFA Film, TV & Digital Media an der Hong Kong Baptist University.

Xiangqi – Ein Spiel des Volkes von Claus Voigt

1. Vorbemerkung

Spielen ist ein wichtiges Bedürfnis des Menschen. Es wird in allen Kulturen dieser Erde gepflegt. Spielen erfüllt keinen Zweck, ist nicht wichtig, und wurde deshalb lange Zeit in allen Kulturen nicht dokumentiert. Für jemanden, der sich mit der Geschichte der Spiele beschäftigt, hat dieses die Konsequenz, dass die Quellenlage äußerst mager ist und große zeitliche und inhaltliche Lücken aufweist. Dieses gilt auch für Spiele aus China. Eine Informationsquelle sind Ausgrabungen. Hier finden sich Spielmaterialien, aber selten komplette Spiele. Viel ist es nicht, was ans Tageslicht kommt, denn Spiele wurden meist, wie heute auch, aus vergänglichen Materialien gefertigt. Man schaue in sein häusliches Spielregal und überlege einmal, was ein Archäologe davon in 2000 Jahren finden würde. Weiterhin finden sich bei Ausgrabungen Abbildungen von Spielsituationen, die Informationen über die Akteure und über den Stellenwert des Spieles liefern. Eine zweite Quelle sind religiöse, philosophische und geschichtliche Texte mit Beschreibungen von Spielen und Spielsituationen. Oft sind diese verzerrt dargestellt, da mit einem moralischen Zeigefinger vor den Auswirkungen des exzessiven Spielens gewarnt wird. In allen Kulturen hat man erst ab ungefähr 1000 n.Chr. Spielregeln schriftlich festgehalten. Vorher gab es nur eine mündliche Überlieferung und die ist, wenn es um Details geht, nicht zuverlässig. So ist es äußerst schwierig, auf Grund der vorhandenen Informationen den Spielverlauf und die Spielregeln zu rekonstruieren. Woher stammt ein Spiel? Spielideen sind Vagabunden. Sie reisen um die Welt und es ist oft nicht mehr möglich, ihren Ursprung festzustellen. Manchen Spielideen wird auch eine Herkunftsgeschichte übergestülpt. Exotik verkauft sich seit altersher gut. Ein schönes Beispiel ist die

Abgezockt!

sternförmige Ausgabe des Halma. Diese heißt überall, mit Ausnahme Deutschlands, Chinese Checkers. Diese „chinesische Dame“ wurde Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland aus dem quadratischen Halma entwickelt und bekam in den USA ihren chinesischen Anzug. Das Halmenspielprinzip war meines Wissens in China völlig unbekannt. Dieses alles sollte man in der Erinnerung behalten, wenn hier einzelne Spiele und ihre Geschichte vorgestellt werden. Als erstes Spiel dieser Rubrik möchte ich nun Xiangqi vorstellen.

Xiangqi

Es ist eines der beiden großen Strategiespiele; wir kennen es unter dem Namen Schach. Seine Urform ist um 600 im Norden des indischen Kontinentes entstanden. Exakte Quellen gibt es nicht, sondern nur später aufgezeichnete Legenden. Einmal zog das Spiel nach Westen; über viele Zwischenschritte ist das Ergebnis unser heutiges Schach. Zum Zweiten zog es nach Osten und die erste Station dieser Wanderung war China. Es gibt eine Reihe von chinesischen Texten aus den Jahren 600 – 1000, in denen über ein Spiel Namens Xiangqi berichtet wird. Die Spielbeschreibungen sind aber so wage, dass nicht unbedingt auf das jetzige Xianqi geschlossen werden kann.

Spielmaterial aus dieser Zeit existiert nicht. Sicher ist, dass das Spiel Xianqi seit dem 11. Jahrhundert (Nördlich Sung) beliebt und verbreitet war. Hierfür gibt es zahlreiche Belege. Der älteste gefundene Figurensatz wurde bei einer Ausgrabung in Sichuan gefunden und ist auf 1110 datiert. Anschließend lassen sich zahlreiche Funde und literarische Erwähnungen nachweisen. Natürlich hat man in China zahlreiche Varianten ausprobiert. Ähnlich wie bei dem westlichen Bruder versuchten die Spieler das ursprüngliche Konzept zu „verbessern“. Neue Figuren, andere Bretter, mehr Parteien wurden vorgeschlagen, gespielt und gingen wieder unter. Die heutige verbindliche Regel wird bereits seit dem 13. Jahrhundert unverändert gespielt.

Xiangqi ist immer ein Spiel des Volkes gewesen. Dieses führte zeitweise dazu, dass der Adel es verschmähte. Es galt im 19. Jahrhundert als derbes Volksspiel. So übersahen es europäische Reisende und betrachteten es als eine Art Dame. Heute ist Xiangqi wieder ein angesehenes Spiel, ohne das es seine Beliebtheit im Volk verloren hat. Es gibt große Turniere, Großmeister und Weltmeister. Der Weg des Schachs führte über China hinaus. In Korea spielt man Changgi. Es ist dem chinesischen sehr ähnlich. Einige Figuren ziehen etwas anders und es fehlt der große Fluss auf dem Plan. In Japan spielt man Shogi. Es hat bedeutende eigene Ideen, zum Beispiel werden geschlagene gegnerische Figuren in die eigene Truppe integriert. In beiden Ländern sind die Spiele ebenfalls hoch angesehen.

Das Spiel

Spielmaterial

Das Brett besteht 9 x 10 Linien. Die Steine im Xiangqi stehen auf den Kreuzungspunkten der Linien und nicht auf den Feldern. Das Spielfeld ist durch den Fluss, die Doppellinie in der Mitte, geteilt. Die diagonalen Linien markieren den jeweiligen Palast der Generäle. Die abgebildete Notation ist nur eine der gebräuchlichen.



Die Spielsteine sind dicke runde Holzscheiben, die das Schriftzeichen der Figur in Schwarz oder Grün für die eine Partei und in Rot für die andere zeigen. Die Zeichen für gleiche Figuren sind leider nicht immer identisch.



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG Anzeiger

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Vortragsreihen

Wintersemester 2008/2009

CHINA – KULTUR & GESELLSCHAFT IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

● 20. Oktober • 18.00 Uhr

PROF. DR. MENG HONG

RENMIN UNIVERSITÄT CHINA, PEKING

Das gegenwärtige Deutschlandbild in China

● 10. November • 18.00 Uhr

DR. JIANG FENG CHINESISCHE BOTSCHAFT BERLIN

Das chinesische Bildungswesen und der Austausch zwischen
China und Deutschland

● 1. Dezember • 18.00 Uhr

DR. KAI FILIPIAK UNIVERSITÄT LEIPZIG

Vom Krieger zum Sportler – Adaptionsprozesse der traditionellen
chinesischen Kampfkunst in der Moderne

● 26. Januar • 18.00 Uhr

DR. RICHARD LAMMEL BUNDESMINISTERIUM FÜR

ERNÄHRUNG, LANDWIRTSCHAFT UND VER-
BRAUCHERSCHUTZ

Die Zusammenarbeit von Deutschland und China in
der Land- und Forstwirtschaft

● KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

Otto-Schül-Strasse 1, 04109 Leipzig

0341-97 30 390 / info@konfuziusinstitut-leipzig.de

www.konfuziusinstitut-leipzig.de

DER JUNGE BLICK NACH CHINA – NACHWUCHS- WISSENSCHAFTLER SPRECHEN ZU IHREN ARBEITEN

● 27. Oktober • 18.00 Uhr

FALK HARTIG UNIVERSITÄT LEIPZIG

Die Kommunistische Partei Chinas zu Beginn des 21. Jahr-
hunderts – Entwicklung von der Klassenpartei zur Partei des
ganzen Volkes

● 24. November • 18.00 Uhr

JAN WITTENSTEIN

BERGISCHE UNIVERSITÄT WUPPERTAL

Ein Rechtsvergleich zwischen deutschem und chinesischem
Arbeitsrecht in Theorie und Wirtschaftspraxis unter besonderer
Berücksichtigung der chinesischen Wanderarbeiter

● 15. Dezember • 18.00 Uhr

ANTJE RADEMACKE UNIVERSITÄT LEIPZIG

Raum- und Zeitstrukturen in den Filmen von Wong Kar-Wai

● 05. Januar • 18.00 Uhr

CHRISTIANE MIETHE UNIVERSITÄT LEIPZIG

Britische Interessenwahrung in Hongkong zehn Jahre nach
dem „handover“ – Strategien und ihre Umsetzung

● 19. Januar • 18.00 Uhr

THOMAS RÖTTING UNIVERSITÄT LEIPZIG

Der gegenwärtige Buddhismus in der VR China am Beispiel
des Bailin-Tempels und dessen Abt Jinghui

Alle Veranstaltungen montags!

So gibt es für die Generäle der Parteien eine abweichende Bezeichnung.

Jede Partei hat 16 Figuren. Diese sind:

1 General chinesisch shuai/ Zeichen rot/
Zeichen schwarz

Startfeld: Grundlinie 5

Zugweise: 1 Feld in senkrechter oder waagerechter Richtung, so weit das Feld nicht von einer eigenen Figur besetzt ist. Der General darf den Palast nicht verlassen und er darf ein Feld nicht betreten, wenn dieses von dem gegnerischen General eingesehen wird. Das bedeutet, dass beide Generäle auf einer Linie stehen und kein anderer Stein zwischen ihnen steht. Somit stehen einem General maximal 9 Felder zur Verfügung.

Bedeutung: Die zentrale Figur, verliert man sie, verliert man das Spiel.

2 Leibwächter chinesisch shi/ Zeichen rot & schwarz

Startfeld: Grundlinie 4 & 6

Zugweise: 1 Feld entlang der diagonalen Linien, so weit das Feld nicht von einer eigenen Figur besetzt ist. Die Leibwächter dürfen den Palast nicht verlassen. Somit stehen einem Leibwächter maximal 5 Felder zur Verfügung.

Bedeutung: Wahre Hüter ihres Herren, eine reine Verteidigungsfigur.

2 Elefanten chinesisch xiang/ Zeichen rot/
Zeichen schwarz

Startfeld: Grundlinie 3 & 7

Zugweise: exakt 2 Felder in diagonalen Richtung. Das erste Feld muss frei sein und auf dem Zielfeld darf keine eigene Figur stehen. Die Elefanten dürfen den Fluss nicht überqueren. Somit bleiben die Elefanten immer in der eigenen Hälfte des Spielfeldes.

Bedeutung: Eine reine Verteidigungsfigur

2 Pferde chinesisch ma/ Zeichen rot & schwarz

Startfeld: Grundlinie 2 & 8

Zugweise: 1 Feld senkrecht oder waagerecht

und anschließend 1 Feld diagonal. Die Reihenfolge der Schritte ist verbindlich! Das Pferd kann nicht über besetzte Felder springen! Bedeutung: Gefährlich, weil unorthodox ziehend. Etwas schwächer als sein europäischer Genosse, da es nicht springen kann.

2 Wagen chinesisch che oder ju/ Zeichen rot/
Zeichen schwarz

Startfeld: Grundlinie 1 & 9

Zugweise: Beliebige viele Felder in senkrechter oder waagerechter Richtung, so weit die Felder frei sind.

Bedeutung: Eine mächtige Angriffs- und Verteidigungsfigur

2 Kanonen chinesisch pao/ Zeichen rot & schwarz

Startfeld: Dritte Reihe 2 & 8

Zugweise: Beliebige viele Felder in senkrechter oder waagerechter Richtung, so weit die Felder frei sind.

Schlagweise: Schlägt in senkrechter und waagerechter Richtung einen gegnerischen Stein in beliebiger Entfernung, wenn sie dabei einen Stein, eigen oder fremd, überspringt. Ohne diesen Sprung ist das Schlagen nicht möglich. Bedeutung: Eine mächtige Angriffs- und Verteidigungsfigur. Durch die unorthodoxe Schlagweise ist sie sehr gewöhnungsbedürftig.

5 Soldaten chinesisch bing oder zu/ Zeichen rot/
Zeichen schwarz

Startfeld: Vierte Reihe 1, 3, 5, 7, 9

Zugweise: 1 Feld senkrecht in Richtung der gegnerischen Grundlinie. Nach der Überwindung des Flusses immer ein Feld in Richtung der gegnerischen Grundlinie oder ein Feld waagerecht nach links oder rechts. Soldaten dürfen nie rückwärts ziehen. Ein Soldat wird nicht befördert, wenn er die gegnerische Grundlinie erreicht. Er schlägt in Zugrichtung. Bedeutung: Zahlreich, einfach und unterschätzt.

Startaufbau: Die Spieler stellen ihre Figuren

entsprechend der Abbildung auf. Rot in den Reihen 1 - 4 und schwarz (grün) in den Reihen 7 - 10. Die Figuren werden auf die Kreuzungspunkte der Linien gestellt und entsprechend der Linien gezogen.

Ziel des Spiels

Ziel ist es, den gegnerischen General matt zusetzen. Die Farbe wird ausgelost. Rot beginnt. Es wird immer abwechselnd gezogen. Es herrscht Zugzwang. Keine Figur kann beim Ziehen eine andere Spielfigur überspringen. Geschlagen wird, indem der Zug auf dem von einer gegnerischen Figur besetzten Feld endet. Die Kanone muss springen, wenn sie eine andere Spielfigur schlagen will. Geschlagene Figuren werden vom Brett genommen. General und Leibwächter dürfen den Palast nicht verlassen. Gegnerische und eigene Figuren können einen Palast betreten. Die beiden Generäle dürfen sich nie sehen, d.h. sie stehen auf einer Linie ohne das eine weitere Figur dazwischen steht. Verhindert ein Stein den Blickkontakt, so darf dieser nicht weggezogen werden. Felder, auf die ein General blickt, dürfen nicht von dem anderen General betreten werden. Elefanten dürfen den Fluss nicht überqueren. Ein Soldat, der den Fluss überquert hat, ändert seine Zugweise und kann nun auch waagerecht ziehen und schlagen. Erreicht er die gegnerische Grundlinie, so kann er nur noch waagerecht ziehen und schlagen.

Spielende

Das Spiel endet durch das Matt eines Generals, d.h. eine gegnerische Figur kann diesen schlagen und es gibt für ihn kein Feld auf das er ausweichen kann. Es endet ebenfalls, wenn ein General bewegungsunfähig ist und keines der ihm zur Verfügung stehenden freien Felder betreten kann. Diese werden von gegnerischen Figuren bedroht oder der gegnerische General kann diese einsehen. Der General muss dazu nicht im Matt stehen. Es endet, wenn ein Spieler keine seiner Figuren bewegen kann.

Jede dieser drei Situationen führt für sich zum Verlust der Partie. Ein Remis kann zwischen den Spielern vereinbart werden. Verlangen kann dieses ein Spieler, wenn in den letzten 50 Zügen kein Stein geschlagen wurde oder wenn die letzten 4 Züge beider Spieler identisch waren. Im letzten Fall kann dieses Verlangen zurückgewiesen werden, wenn der folgende Zug ein abweichender ist. Xiangqi ist von Spieldynamik etwas langsamer als der europäische Bruder. Dieses resultiert aus der Tatsache, dass einige Figuren kürzer ziehen, z. B. der Elefant, oder eingeschränkte Möglichkeiten besitzen, z. B. das Pferd. Man benötigt einige Zeit um die aus dem europäischen Schach vertraute Spielweise an die des chinesischen anzupassen. So sorgen die Kanonen regelmäßig für Katastrophen. Natürlich gibt es für Xiangqi in China eine reichhaltige Literatur mit berühmten Partien und Problemen. ■

Literatur:

Banaschak, Peter, Schachspiele in Ostasien (Xiangqi, Changgi, Sh`ogi). Quellen zu ihrer Geschichte und Entwicklung bis 1640, München 2001. (Eine detaillierte Untersuchung zur Geschichte mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis)

Wurman, David, Chinesisches Schach, koreanisches Schach, Frankfurt/M. 1991. (Ein sehr gutes und ausführliches Lehrbuch)

Deutscher Xiangqi Bund:

<http://private.addcom.de/dxb>

Spielmaterial: Hebsacker Verlag Hamburg (www.hebsacker-verlag.de)

Claus Voigt ist ausgewiesener Fachmann für Spiele und Autor zahlreicher Bücher. Zuletzt erscheint 2006 sein Buch „Asiatische Spiele: Geschichte, Regeln, Taktik“ im Humboldt-Verlag.

Bemerkungen zur Bedeutung des Schattens in der chinesischen Malerei und Geistesgeschichte

Landschaftsbilder, sogenannte „Berg-Wasser-Bilder“ *shanshui hua*, sind wesentliche Bestandteile der traditionellen chinesischen Malerei. Ihnen ist ein besonderes Phänomen zu Eigen, nämlich das außer nur einer bisher bekannten Ausnahme, auf nahezu allen „Berg-Wasser-Bildern“ keine Schlagschatten von Personen, Naturerscheinungen oder Gegenständen dargestellt sind.

Die Ausnahme stammt von *Qiao Zhongchang* aus der Nördlichen Song-Dynastie, dessen Serie aus insgesamt sechs Bildern besteht und den Namen *Latter Red Cliff Rhapsody* trägt. Jedoch nur auf dem ersten Bild dieser Serie sind Schlagschatten der darauf befindlichen Personen abgebildet, wohingegen sie auf den folgenden Bildern wieder gänzlich abwesend sind. Jedes Bild der Serie von *Qiao Zhongchang* enthält Gedichte des Song-zeitlichen Gelehrten *Su Shi* (1037–1101), die als Vorlage für den gestalterischen Inhalt dienten. So ist nämlich in den Versen auf dem 1. Bild der Serie beschrieben, dass es sich um eine Abenddarstellung handelt, bei der durch den hell



strahlenden Mond die Schlagschatten der anwesenden Personen auf den Boden geworfen werden. Denn aus der bloßen Betrachtung heraus ist es unmöglich festzustellen, dass es sich bei dem 1. Bild um eine Abenddarstellung handelt. Erst durch die Rezeption des Gedichts erschließt sich dem Betrachter der Gesamtkontext des Bildes. Die Fragen, die sich nun

aus der Tatsache des abwesenden Schlagschattens in der chinesischen Landschaftsmalerei ergeben, sind:

1. Welche semiotischen Bereiche sind durch den Begriff des Schattens besetzt?
2. Gibt es bestimmte Bedingungen in der chinesischen Landschaftsmalerei wie Licht und Perspektive, die eine Schlagschattendarstellung überflüssig machen?
3. Welche geistesgeschichtlichen Konzepte lassen sich hinsichtlich des abwesenden Schlagschattens in der chinesischen Landschaftsmalerei feststellen?

Zur Semantik des Schattens in der chinesischen Sprache

Zur begrifflichen Erfassung des Schattens existieren im Chinesischen zwei Schriftzeichen: 1. *ying*(1) und 2. *yin*(2). Die Bedeutung von *ying* umfasst Schatten, Schattenbild, Umriss, Schein, Abbild. Mit *ying* gebildete Binome sind z. Bsp. *yingzi*, mit der Bedeutung von Schatten, Widerspiegelung und Spiegelbild im Spiegel bzw. auf dem Wasser sowie *yingbi* als Schattenmauer, die sich direkt hinter dem Eingangstor befindet und verhindert, dass böse Geister ins Haus eindringen. In einigen vormodernen Texten wird nicht *ying*, sondern das Zeichen *jing*(3), jedoch mit der Lesung *ying* verwendet, um die Erscheinung des Schattens zu bezeichnen. Im *Shuowen jiezi* z. Bsp. gibt es keinen Eintrag zu *ying*, *jing* dagegen wird mit der Bedeutung von Licht wiedergegeben. Beim Legisten *Guan Zi* (475–220) heißt es: „*Sind die Dinge krumm, so kann ihr Schatten nicht gerade sein, sind die Töne hässlich, so kann ihr Echo nicht schön sein.*“ In den »Historischen Aufzeichnungen«

ist vermerkt: „*Was die Töne betrifft, so kommen sie aus dem Geisterherzen des Menschen. Der Himmel hat sie den Menschen zur gegenseitigen Durchdringung gegeben, so wie der Schatten, welcher die Form widerspiegelt, so auch das Echo, das den Ton widerspiegelt.*“ Die zitierten Textpassagen, mit der Verwendung des Zeichens *jing* für Schatten, verdeutlichen bereits die der chinesischen Geistesgeschichte inhärenten Komplementarität der Dinge, entsprechend der Bewegung von *yin* und *yang*, die das Werden und Vergehen aller Dinge bewirkt, und verweisen darüber hinaus indirekt auf die Existenz des *Dao* hinter den Erscheinungen. Denn dem Zeichen *jing* wird nicht nur die Bedeutung von Licht beigemessen, sondern beinhaltet ebenso die Erscheinung des Schattens. Das Zeichen *ying* umfasst die Bedeutungen: das Weibliche, Dunkelheit, Schatten usw. Im *Shuowen jiezi* ist *yin* mit der Bedeutung von dunkel, geheim wiedergegeben und steht für die Südseite des Wassers und die Nordseite der Berge. Ein mit *ying* gebildetes Binom ist z. Bsp. *yinghun* für den Geist eines Verstorbenen.

Schatten als Motiv des Todes und der Trauer um Verstorbene

Eine der wichtigsten kulturellen Erscheinung, die mit dem Schatten sehr eng verbunden ist, ist das chinesische Schattentheater. In den »Historischen Aufzeichnungen« heißt es, dass Kaiser *Han Wudi* (157–87) so unendlich über den Tod seiner Lieblingsfrau betrübt war, dass er *Shao Weng* – einen Mann mit der Kunst der Dämonen und Gottheiten – mit Hilfe seiner Magie und des Herdgottes die Gestalt der Toten in der Nacht erscheinen ließ. Die Erzählung verdeutlicht nicht nur eine besondere kulturhermeneutische Bedeutung des Schattens in der chinesischen Kultur- und Geistesgeschichte, sondern enthält ebenso einen deutlichen Hinweis, dass zwischen Schattenspiel und Totenkult ursprünglich ein

Zusammenhang bestand. In der Elegie „*Traumbewegt*“ beklagt *Yuan Zhen* (779–831) den Verlust seiner Frau. In den ersten zwei Versen heißt es: „*Ob ich gehe oder sitze, seufze ich, wer weiß wie lange noch. Dein Schatten und deine Hauchseele sind verschwunden, erregt war ich das ganze letzte Jahr.*“ Die Erinnerung an die Verstorbene imaginiert im zweiten Vers den Schatten als Metapher der Hauchseele, in dem Schatten und Trauer miteinander verbunden werden. Seit der Ming-Dynastie war es bei gutsituierten Familien üblich, neben Schrifttafeln auch Ahnenportraits zur Erinnerung bzw. zur Anrufung der Ahnen am Ahnenaltar aufzubahren. Häufig gebräuchliche Termini zur Bezeichnung dieser Ahnenportraits sind *zuzonghua* oder *zuxianhua*. Weit weniger gebräuchliche Ausdrücke sind der sehr literarische Begriff *zhuiying*(4) „*das Schattenbild des Ahnen zurückzurufen*“ sowie der Ausdruck *zuzong yingshen*. Der Schatten wird im Ahnenkult semiotisch mit der Hauchseele der verstorbenen Person identifiziert. Das Ahnenportrait verfolgte weniger eine naturgetreue Wiedergabe äußerer Züge der verstorbenen Person, sondern vielmehr die Ehrerbietung vor dem Dargestellten, dessen Zugehörigkeit zur Familie bzw. zur Gesellschaft sich weit über das individuelle physische Dasein hinaus erstreckte.

Wo kein Schatten ist, gibt es auch kein Licht?

Die meisten chinesischen Landschaftsbilder enthalten keine Darstellung einer wie auch immer gearteten Lichtquelle. Das Licht als Phänomen wurde vor allem von der chinesischen Herrschaftsstruktur vereinnahmt und galt in frühgeschichtlicher Zeit als Attribut des Herrschers bzw. zeigte sich in der Verschmelzung von religiösen und sozialen Bedürfnissen. Zwar gab es auch einen relativ abstrakten bzw. protophysikalischen Begriff des Lichts *guang*, der jedoch nicht theoretisiert, sondern

lediglich im Zusammenhang von außerge-wöhnlichen Naturereignissen vor dem Hintergrund von Omina thematisiert wurde. Innerhalb der chinesischen Malerei lässt sich kein Konzept des Lichts feststellen, was es als universellen Begriff ausgewiesen hätte bzw. der die einzelnen konkreten Lichtformen unter sich zusammengefasst oder geordnet hätte.

Monistische Gesamtkonzeption in der chinesischen Landschaftsmalerei

„Berg-Wasser-Bilder“ konzentrierten sich in ihrer Darstellung auf die Erscheinungen der Natur in ihrer Gesamtheit. Der Mensch steht keinesfalls im Mittelpunkt, er ist nur eine mittelbare, sekundäre Erscheinung. Obwohl Menschen häufig auf „Berg-Wasser-Bildern“ dargestellt sind, bilden sie weder den eigentlichen Gegenstand, noch ist ihre Darstellung in irgendeiner Form individuiert. Der Mensch verbleibt im kosmisch interpretierten Gesamt-zusammenhang von Natur und Gesellschaft, sie sind in der chinesischen Landschaftsmalerei immer nur Symbole, schablonenhafte Figuren. Die Prinzipien der chinesischen Kunstanschauung basieren, was die Texte nie formulierten, weil es für ihre Autoren völlig selbstverständlich war, auf der Tatsache, dass der Malende sowie der Rezipient gleichermaßen auf dem Fundament einer monistischen Weltanschauung stehen. Die Welt ist eins und unteilbar, und zu dieser unteilbaren Einheit gehört die Natur ebenso wie der Mensch, die als äußere Gestalten zu Repräsentationen der inneren Welt werden.

Zum Problem der Perspektive in der chinesischen Malerei

Unter dem Aspekt der Einführung von mehreren Blickpunkten in einem Bild, findet in der chinesischen Landschaftsmalerei die Flucht-punktperspektive der abendländischen

Malerei keine Anwendung, wobei Nah- und Fernsicht ohne Festlegung auf einen konkreten Blickwinkel zur Geltung kommen. *Guo Xi* (1020–1090) beschrieb in seiner „*Hohen Botschaft von Wäldern und Strömen*“ perspektivische Verhältnisse und benannte 3 Blickrichtungen: 1. die hohe Distanz, von unten nach oben, 2. die tiefe Distanz, hinab in die Tiefe und 3. die flache Distanz, die in die Ferne gerichtet ist. Der Maler verhält sich mit seinem Blickpunkt dynamisch, indem er von mehreren Gesichtspunkten aus ein Bild entwirft und damit mehrere Fluchtpunkte der Perspektivlinien setzt. Denn er wechselt gewissermaßen seine Position mehrmals, so dass der Blick des Betrachters seinerseits der Bewegung folgen muss und soll, was folglich den Schlagschatten von selbst zum Verschwinden bringt. Es gibt zwar ca. seit dem 11. Jh. Schattierungstechniken, die aber nichts mit dem Schlagschatten, hervorgerufen durch eine Lichtquelle, zu tun haben. Auffällig ist dabei das Phänomen von oft nicht trennbarem Ineinander von Schattierung und formelhaft gemalter materialer Struktur der Bildgegenstände. Denn die von mehreren Blickpunkten aus erfassten Dinge und Menschen, die zugleich auf den parallel konstruierten Linien verschiebbar erscheinen, „bedeuten somit Nicht-Substanzen“. Sie sind vorübergehende Gebilde im Zeitfluss, in welchem nur der Wandel beständig ist und daher ist ihre Darstellung auch nur vorübergehend.



Der Schatten als Spur der Vermittlung

In den von *Xie He* (5. Jh) benannten Sechs Prinzipien der Malerei bildet der „*Widerhall des Qi – lebendige Bewegung*“ *qiyun shengdong* als 1. Prinzip das Hauptziel der Malerei, welches jedoch die Sichtbarkeit der Welt übersteigt. Dieses Prinzip bestimmt das Kunstwerk zu einem Mittel und nicht zu einem Endzweck. An die Stelle des Endzwecks treten der Vorgang des Malens selbst sowie der spätere Nachvollzug durch den Betrachter, worin das *Qi* mitschwingt. Der Schlagschatten hat dies vorweggenommen, indem er gar nicht erst gemalt wurde. Im Werk *Liezi*, heißt es: „*Im Buch des Herrn der Gelben Erde heißt es: ‚Beginnt die Gestalt zu wirken, so erzeugt sie keine andere Gestalt, sondern einen Schatten. Beginnt der Ton zu wirken, so erzeugt er keinen anderen Ton, sondern ein Echo. Beginnt das Nichtsein zu wirken, so erzeugt es nicht Nichtsein, sonder Sein‘. Die Gestalt ist etwas, das notwendig endet. [...] Was Gestalt hat, muss wieder zum Gestaltlosen zurückkehren.*“ Der Idealzustand aller Individuation besteht in deren Auflösung, im Zurückfallen in den gestaltlosen Zustand des Seins vor dessen Kontraktion zu den individuierten Dingen. Im Idealzustand der völligen Unvermitteltheit erfährt der Denker oder Künstler die Natur als eine nahtlos an ihn angrenzende oder gar innewohnende, und so ist sie notwendigerweise schattenlos, denn der Schatten ist bereits eine Spur der Vermittlung. Alle Realität ist eine Realität von Entsprechungen *ying*(5) und so sind die Entsprechungspaare Himmel und Erde, Berge und Wasser, nah und fern, oben und unten in chinesischen Landschaftsgemälden immer wieder die sich ergänzenden, korrelativen oder kontrastierenden Formen, die auf etwas Größeres verweisen. Das *Dao* nimmt über die Interaktion von *Yin* und *Yang* fassbare Gestalt an und kann so durch den Menschen erfahren werden. Die Kunst bildet nun das Mittel, diesen Weg erfahren zu haben und ihn auszudrücken,

wobei die augenscheinliche Nachahmung und das Schöne keine Rolle spielen, sondern die Erfassung dessen, was dieses Uranfängliche in seinem Wesen ist, einem Wesen, das niemals ganz und direkt vermittelt werden kann. Denn das Uranfängliche ist das Unge-staltete und Ungestaltbare. *Was bedeutet das nun für die Malerei und den abwesenden Schlagschatten?* Aufgrund des grundsätzlich binären Charakters bedarf der künstlerische Akt nicht unbedingt einer Angabe von jeweils zwei Polen, um einen anderen, den zweiten zu assoziieren bzw. mitdenken zu können, da das Leere niemals ohne das Volle existiert und umgekehrt, insofern nur im Kontrast bzw. im Wechsel miteinander.

Epilog

Der Schatten als semiotisches Symbol evoziert keine gegensätzliche Bedeutung zu der von Licht, sondern primär das Grundschema von *Yin* und *Yang*. Im Buch *Zhuangzi* heißt es: „*Ein Mann der sich vor seinem Schatten fürchtete und seine Fußspuren hasste, versuchte deshalb, sie durch Davonrennen loszuwerden. Aber je mehr er seine Füße auf- und niederbewegte, desto mehr Fußspuren machte er, und obgleich er bis zur Erschöpfung rannte, sein Schatten verließ ihn nicht. Er glaubte er liefe noch zu langsam und rannte ohne Pause schneller und schneller, bis seine Kraft abrupt erlahmte und er tot niederstürzte. Er hatte nicht verstanden, dass er, wäre er in einen (großen) Schatten eingetreten, er seinen Schatten losgeworden wäre, und dass er nur an einem Ort hätte ruhen müssen, um keine Fußspuren mehr zu hinterlassen. Wie konnte er nur so dumm sein.*“ Das Individuelle ist nur das Allgemeine in seinen Variationen. Der große Schatten, von dem bei *Zhuangzi* die Rede ist, ist das verbergend Schützende und das eigentlich Schöne, das sich jedoch direkter Anschauung und direkter Vermittlung entzieht,

so das es nur indirekt zu erfassen ist. Daher kann das wirklich Gesagte, Gedichtete oder Gemalte nur ein Behelf sein, der auf das Eigentliche hindeutet. Behelfe haben nur sekundäre Bedeutung, was unumgänglich ist, um auf die Existenz des ursprünglichen und unsichtbaren *Dao* zu verweisen, dass alles Lebende hervorbringt. Somit wird auch verständlich, dass der abwesende Schlagschatten in der chinesischen Landschaftsmalerei auf das Fragmentarische der Individuation sowie ihren absoluten Bezug und Zusammenhang zum Ganzen, dem *Dao*, verweist. **fa** ■

Glossar

(1) 影 (2) 陰 (3) 景 (4) 追影 (5) 應

Literatur

Kubin, Wolfgang, Fragmente einer chinesischen Ästhetik der Leere, in: Elberfeld, Rolf; Wohlfart, Günter (Hrsg.) *Komparative Ästhetik. Künste und ästhetische Erfahrungen in Asien und Europa*, Köln 2000, S. 129-135.

Obert, Mathias, Qi und die Theorie der Landschaftsmalerei in China, in: Reiter, Florian C. (Hrsg.) *Das Reich der Mitte - in Mitte*. Studien Berliner Sinologen, Wiesbaden 2006, 71-93.

Stuart, Jan, *Calling Back the Ancestor's Shadow: Chinese Ritual and Commemorative Portraits*, in: *Oriental Art* 43 (1997), 3, S. 8-17.

Trauzettel, Rolf, *Der Schatten in chinesischer Kunst, Literatur und Philosophie. Leeres Zeichen und Zeichen der Leere*, in: *Zeitschrift für Semiotik* 22 (2000), 2, S. 183-208.

Produktpiraterie in China – Zwischen Kunst und Kopie. Oder: 青出于蓝而胜于蓝吗 Übertrifft der Schüler seinen Lehrer?

von Jonas Polfuß

In *Hanfeizi*²¹ begegnet uns folgende Geschichte: „*Es gab einen Mann aus Song, der für den Herrscher ein Maulbeerbaumblatt aus Edelstein anfertigte. Nach drei Jahren war es vollendet. Mischte man es nun unter [echte] Maulbeerblätter, dann war es nicht mehr wiederzufinden – so fein war seine Form, so schimmernd die Farbe. Der Mann erhielt daraufhin aufgrund seines Verdienstes ein Beamten-gehalt im Staate Song.*“ Ist dies ein Beweis für die philosophische Förderung der Kopierkunst im Alten China? Wohl eher nicht. Denn im Text heißt es weiter: „*Liezi hörte davon und sprach: „Ließe man dem Himmel drei Jahre, um ein Blatt zu erschaffen, dann wäre es selten, dass die Dinge Blätter hätten.*““ Hier wird das Imitieren des schöpfenden Himmels als unnatürlich und müßig dargestellt. Der Mensch kann sich noch so viel Mühe geben, er wird trotzdem nicht in Konkurrenz mit der natürlichen Entstehung der Dinge treten können. Was aber, wenn die Menschen durch Imitieren *miteinander* in Konkurrenz treten?

Werden hierzulande Raubkopien aus China diskutiert, hört man Produzenten, Ingenieure und Designer aufstöhnen, da neue Produkte, die gerade erst auf der Messe präsentiert wurden, in gefälschter Form bereits die Ladenregale erobert haben; Baupläne landen bei der Konkurrenz, noch bevor sie den Auftraggeber erreichen. In Deutschland soll Experten zufolge im Jahr 2008 durch Wirtschafts-spionage ein Schaden von mehr als 30 Milliarden Euro entstehen. Chinesische Studenten und Gastforscher würden illegal

Daten, Formeln sowie Konstruktionszeichnungen aus dem Land schaffen, heißt es. Wenn dieses Phänomen diskutiert wird, hört man hier und da von einer chinesischen Tradition des Imitierens, wo Nachahmung von Ehrerbietung und Respekt gegenüber dem Vorbild zeuge. Dazu wird gerne ein Ausspruch des Konfuzius angeführt: „*Ich übermittle, aber ich erschaffe nicht*“ (*Lunyu* VII, 1), womit das Nachbildende in der chinesischen Geistesgeschichte betont werden will. Es stellt sich die Frage, ob die *Imitation Nation* China ein zwangsläufiges Ergebnis der eigenen Tradition ist. Sollte man im Westen sogar stolz sein, als Lehrer für den Osten gelten zu dürfen? Das wird deutsche Mittelständler, die ihre Forschungsinvestitionen im Sande verlaufen sehen, wenig begeistern und die These, Chinas Kultur oder der Konfuzianismus seien für Copyrightverletzungen verantwortlich, klingt etwas weit hergeholt.

Es ist keineswegs so, dass in China noch nie Begriffe von Urheberrecht und Fälschung vorhanden gewesen wären. Im Gesetzesbuch der *Tang*-Zeit wird beispielsweise ausführlich auf das Fälschen von offiziellen Dokumenten und die damit verbundenen Strafen eingegangen. Der Schutz des Geheimnisses der Seidengewinnung zeugt ebenso davon, dass im Reich der Mitte schon früh ein Bewusstsein für kulturelles (geistiges) Eigentum zu finden war. Darüber hinaus gilt auch im heutigen China, dass Popularität alleine noch nicht reicht, um sich Marktanteile zu sichern: Während in westlichen Medien immer noch der Kampf von asiatischen Fälschern gegen den Westen dominiert, wachsen auch in China

seit Jahren Sicherheitsmaßnahmen, um die Eigentumsrechte zu schützen. Tatsächlich schaden Verletzungen dieser Rechte nationalen Unternehmen und Künstlern häufig mehr als internationalen Größen. Auch an Gesetzen mangelt es nicht und dass diese übertreten werden, ist nicht philosophisch oder kulturell begründet, sondern auch in China ein Problem von Justiz und Polizei.

Aus philosophisch-künstlerischer Sicht lässt sich hingegen ein anderer Aspekt untersuchen. Noch bevor im Jahre 2003 der von Lesern auf der ganzen Welt sehnsüchtig erwartete fünfte Band der Harry Potter-Reihe erschien, tauchten in China gleich mehrere *Versionen* davon auf. Diese stammten aber nicht aus der Feder der bestverdienenden Schriftstellerin aller Zeiten, sondern boten chinesische Interpretationen von Abenteuern des Zauberlehrlings. Auch in anderen Genres kommt es vor, dass sogenannte „inventive fakes“ oder „Kopien und Originale in Einem“ entstehen. Es handelt sich dabei um originelle Imitate mit kreativem Anspruch, die einen künstlerischen Ost-West-Dialog reflektieren können. Es mag die Ausnahme sein, aber in manchen Fällen soll ja die Nachahmung selbst das Original übertreffen: Xunzi und später Bai Juyi schwärmten von dem Blauton, der an Farbkraft die Ursprungssubstanz überträfe. Was nun, wenn der chinesische Harry Potter literarisch wertvoller und inhaltlich tief-schürfender als das britische Vorbild wäre? Wollte man ihn einfach als Fälschung verwerfen, während tausende Heiligenbilder, die sich völlig gleichen, Kunst genannt werden und Kriminalromane, von gähnender Einheit-

Hintergrund

lichkeit, legal Regalkilometer füllen? Gesetzeshüter würden nicht lange zögern, aber wenn man künstlerischem Anspruch und Ideal den Vorzug gäbe, könnte man ins Grübeln kommen.

Fazit: Auch wenn das Reproduktive in der chinesischen Bildungstradition eine dominante Rolle spielt und in Einzelfällen eine „kreative“ Interpretation der Eigentumsrechte erwägenswert erscheint, kann die chinesische Kultur nicht als Ausrede für geistloses Raubkopieren herhalten.

Ohnehin bleibt es eine wahre Kunst, durch Kopieren zur Vollendung zu kommen: Denn Nachahmen ist zwar natürlicher Bestandteil eines jeden Lernprozesses, aber auch in China keine Garantie für Qualität und Fortschritt. Ob die steigenden Investitionen in Forschung ausreichen, um dort an den Erfindergeist alter Zeiten anzuknüpfen, wird sich erst in einigen Jahrzehnten zeigen. Fest steht aber, dass Produktionshallen in China auch durch bloßes Abkupfern weiterhin ganze Industrien an den Rand des Ruins treiben werden. Denn ihre Plagiate mögen qualitativ ein wenig schlechter sein als die Originale, aber dieser Preis wird gerne gezahlt, wenn sie nur die Hälfte kosten.

Jonas Polfuß studiert Sinologie, Wirtschaftspolitik und Philosophie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

VERSiert

式微

《詩經·國風·邶風》

式微式微、胡不歸。
微君之故、胡為乎中露。
式微式微、胡不歸。
微君之躬、胡為乎泥中。

Verheert

»Buch der Lieder • Melodien der Staaten • Die Lieder von *Bei*«

Verheert! Verheert!
Warum macht Ihr nicht kehrt? /
Warum, wenn nicht für Eure Gunst
Steh'n wir, oh Herr, entblößt im Wetterdunst?

Verheert! Verheert!
Warum macht Ihr nicht kehrt? /
Warum, wenn nicht Euch nur zu Nutz
Steh'n wir, oh Herr, noch hier im feuchten
Schmutz?

dr.mo

Chinese Landscape



Huangshan, Provinz Anhui

(Foto: Lucas Göpfert)

Die olympischen Tage

von Wu Ningxin

20. Juli - Drei Wochen vor der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in Peking

Nach drei Wochen Ferien zu Hause in Guangzhou flog ich nach Peking zurück. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass während der vergangenen drei Wochen die Vorbereitungen für die Olympischen Spiele am intensivsten waren. Die Stadien waren fertig gebaut und geprüft; Regularien, die von der Stadtverwaltung für Olympia speziell verordnet wurden, waren in Kraft eingetreten. Als ich auf dem Flughafen landete, kam es mir vor, dass sich die ganze Mühe gelohnt hatte: der Himmel war so blau, als wäre er erst kürzlich gemalt worden. Ich war mir sicher, dass ich bestimmt weiter von den Veränderungen in Peking überrascht sein würde. Es war erst der zweite Tag, dass der „Airport Express“ in Betrieb war. Die Fahrtzeit vom Flughafen ins Stadtzentrum war viel kürzer als früher - es dauerte nur 16 Minuten. Während der Fahrt zeigte Peking den Gästen sein grünes ökologisches Image: die Bahn fuhr die meiste Zeit durch Wälder. Nach der kurzen erfrischenden Reise kam ich im Stadtzentrum an. Als ich die U-Bahnstation verließ, bemerkte ich mit Freude, dass der Verkehr auf den Straße ganz flüssig voranging. Es schien, dass der Stress dieser dicht bevölkerten Metropole für den olympischen Zauber verfliegen war. Eine erfolgreiche Olympiade konnte man im Voraus erwarten. Peking war breit.

5. bis 24. August - Die Arbeit der Freiwilligen

Als freiwillige Helferin arbeitete ich bei einem Sponsor-Hotel. Das Sponsor-Hotel-Projekt ist ein Teil der Marketing- und Werbeprojekte der olympischen Sponsoren. Viele

kommerzielle Veranstaltungen fanden in den Sponsor-Hotels statt, und die Gäste, die von den Sponsorenunternehmen zu Olympia eingeladen wurden, wohnten auch dort. Deshalb waren wir auch überhaupt nicht so überrascht, als wir berühmte Persönlichkeiten durch die Eingangshalle gehen sahen. Nach der Arbeit tauschten wir manchmal auch Klatsch über die Berühmtheiten aus, wie z. B.: „David Beckham ist eher mystisch und verschwindet meistens sehr schnell“, „die Williams-Schwester sind voll arrogant“, „Dirk Nowitzki ist wieder betrunken“. Aber während der Arbeitszeit durften wir natürlich nicht über die Celebrities diskutieren; übrigens sollten wir ja nicht nur auf diese Persönlichkeiten aufpassen. Der Kern unserer Arbeit bestand darin, den „nicht berühmten“ Gästen bei ihren Schwierigkeiten zu helfen. Und die Gäste waren eher vielfältig. Manchmal wussten sie wirklich ganz wenig über China. Einmal kam ein Gast zu uns und fragte: „Entschuldigen Sie, können Sie mir bitte sagen, wo kann ich gutes chinesisches Essen kann?“ Die Broschüre über Restaurants in Peking lag auf dem Informationstisch des BOCOGs, und auf der ersten Seite war vermerkt: „Die Pekingente“. Wir empfahlen dann ohne nachzudenken die Ente. „Ich habe schon bisher 4 Mal Pekingente gegessen und ich bin erst seit 3 Tagen in China... Die Pekingente ist mir die sichere Wahl.“ „Sichere Wahl?“ Dieser Ausdruck erschien uns ein bisschen unsicher, weshalb wir ihm dann ein anderes Restaurant empfahlen, dessen Ruf gut war. „Hmmm...“, zögerte er und sprach weiter, „diese Restaurants verkaufen keine Hunde, oder? Manchmal weiß ich echt nicht, was auf dem Teller liegt. Und ich kann die Namen der Gerichte nicht verstehen.“ Deswegen war die Pekingente bisher für ihn die „sichere Wahl“

gewesen! „Nein, die Restaurants verkaufen keine Hunde. Übrigens ist Hund kein Lieblingsgericht der Chinesen.“, antworteten wir und lächelten, obwohl wir uns etwas verlegen fühlten. Manchmal kannten sich die Besucher in Peking aber richtig gut aus. Ein Gast fragte uns nach einem winzigen Fluss, den man auf der Landkarte nur mit einem Vergrößerungsglass erkennen kann. „Wissen Sie, ob es heute am Hafen des Zoos Boot-Trips zum Sommerpalast gibt?“ Der Gast hatte diese überaus schwierige Frage um 8.30 früh am Morgen gestellt. Wir schauten uns einander ahnungslos an, so früh am Morgen reagierte das Gehirn darauf nicht prompt. „Verstehen Sie? Boot-Trips!“, wiederholte der Mann. Wir wandten uns eilig der Landkarte zu. „Sind Sie sicher, dass es zwischen Zoo und Sommerpalast einen Fluss gibt, auf dem Boote fahren?“, fragte ich ihn. „Ja, natürlich bin ich mir sicher. Können Sie mal die Mitarbeiter dort anrufen und fragen, ob es heute Boot-Trips gibt? Während der Spiele fallen viele Veranstaltungen aus.“ Ach, bis dahin hatten wir den Fluss noch nicht gefunden und nun kam eine weitere schwere Aufgabe hinzu! Nach ein paar Telefongesprächen bekamen wir schließlich die notwendigen Informationen und teilten diese dem Gast mit. „Sehr gut. Ich freue mich.“ Er redete plötzlich ohne Warnung auf Chinesisch und sogar ganz fließend. „Ich habe an der Peking Universität studiert. Damals kannte ich die Umgebung der Peking Universität sehr gut! Na, hier ist der Fluss. Er beginnt im Zoo und erstreckt sich bis zum Kunming-See im Sommerpalast. Studieren Sie auch in Haidian?“ Unsere Unterkiefer fielen fast bis auf die Tischkante. Wir begegneten während der Arbeit noch vielen anderen interessanten Leuten. Die Frau,

die immer ihre vielen Fuwas (die olympischen Maskottchen) mit sich führte, lief jeden Tag bei uns am Informationstisch vorbei. Oder ein Gast aus Taiwan, der bei den Olympischen Spielen in Los Angeles 1984 als Freiwilliger Helfer gearbeitet hatte, meldete sich als unser Überwacher an und sagte unentwegt zu uns, dass wir immer lächeln sollen. Die Gäste aus Japan und Hongkong, obwohl wir uns sprachlich schwierig verstanden, gingen häufig mit nach oben gestreckten Daumen an uns vorbei.

25. August - Der letzte Tag der freiwilligen Arbeit

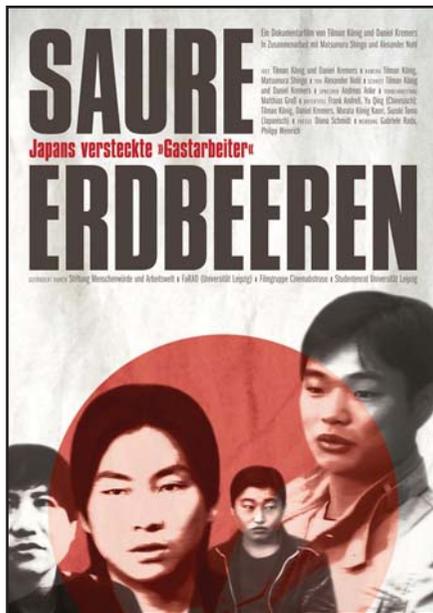
Die Olympischen Spiele in Peking waren ein ungeheurer Erfolg. Während der 17 Tage dauernden Spiele präsentierte Peking mir ein freundlicheres, offeneres und bunteres Image. Ich hoffe nur, dass viele Gäste das gleiche wie ich gefühlt haben.



Wu Ningxin studiert Germanistik an der Renmin Universität in Peking.

»Saure Erdbeeren – Japans versteckte ‚Gastarbeiter‘« (R: Tilman König, Daniel Kremers/ 60min/ D, J 2008)

Am Freitag, den 19. September 2008, feierte der im März diesen Jahres in Tokio gedrehte Dokumentarfilm »Saure Erdbeeren – Japans versteckte ‚Gastarbeiter‘« der Leipziger Japanologen und Filmemacher Tilman König und Daniel Kremers seine Premiere in der Schaubühne Lindenfels in Leipzig.



Ich bin hier, in diesem Moment, doch eigentlich bin ich nicht, denn ihr seht mich nicht. Wo bin ich? Wer bin ich? Was ist mein Leben noch wert, wenn es nicht als Leben anerkannt wird? Wenn ich unter euch keiner der euren sein kann?

Der Fujiyama zieht in einer langen Einstellung vor dem Fenster an uns vorbei. Majestätisch ragt er weiß und in nahezu perfektem Winkel

heraus aus dem Meer von Betonblöcken und Industrieschloten der Vororte Tokyos. Der Vorteil eines Klischees ist - jeder weiß sofort, worum es geht.

Japan hat einen guten Ruf zu verlieren. Wirtschaftswunderland, hochtechnologisiert, von äußerst höflichen Menschen und Hanami-Kirschblüten besiedelt, ethnisch homogen. Doch wer einmal in Ostasien gewesen ist, bemerkt Risse hinter dieser Fassade, etwa in der fehlenden Aufarbeitung der Vergangenheit als aggressiv-expansive Militärmacht.

Japan hat heute 127 Millionen Einwohner, von denen der Großteil nicht weiß, dass sich 2 Millionen von ihnen ohne japanischen Pass im Land befinden. Der Großteil der Ausländer verrichtet Arbeiten, die von den meisten Japanern als zu schmutzig, gefährlich oder anstrengend betrachtet werden, etwa im Pflegedienst und der Automobilindustrie. Dabei fallen viele von ihnen gar nicht als Ausländer auf, denn sie sind die Nachfahren von Japanern, die seit der Meiji-Restauration 1868 zunächst in die USA, nach 1907 aber vor allem nach Südamerika auswanderten. Diese japanisch-stämmigen Einwanderer bewegen sich, viele schon seit mehr als 10 Jahren, im Grenzbereich der Legalität: Eigentlich dürften sie nicht hier sein, doch mithilfe eines Gesetzes zur Rückkehr japanisch-stämmiger Auswanderer wird den *nikkei-jin* ein Schlupfloch gewährt. Und damit der Wirtschaft, die von ihrer

billigen Arbeitskraft profitiert. Die Politik befindet sich in einem eklatanten moralischen Widerspruch: Japan sieht sich nicht als Einwanderungsland; vor allem sollen keine Menschen ohne hohen Bildungsabschluss kommen. Andererseits gibt es genug praktische Arbeit, die zu tun sich kaum mehr Japaner bereit finden. Leidtragende dieser Situation sind natürlich die schwächsten Segmente der Gesellschaft. Die legale Unbestimmtheit schlägt sich vor allem in einem Mangel an Rechtsabsicherung nieder. Kaum einer der „Illegalen“ kann für sich den Genuss einer Krankenversicherung in Anspruch nehmen oder gar darauf beharren, denn die meisten sind froh über den Job, den sie haben. Ein Bestehen auf wackligen Rechten macht den Arbeitsplatz nicht eben sicherer. Nicht einmal als Japaner werden sie offiziell bezeichnet, vielmehr schwingt eine Ausgrenzung in der Bezeichnung *nikkei-jin* (japanisch-stämmige Rückkehrer) immer mit. Doch es gibt auch kleine Gewerkschaften, die sich für die Rechte der Migranten einsetzen und etwa mit den Arbeitgebern verhandeln oder den alljährlichen „Frühjahrskampf“ um Lohnerhöhungen etc. führen. Auch dem Problem der Diskriminierung von Arbeitsmigranten widmet sich die Dokumentation. Während weiße Ausländer aus Europa und den USA als „Gäste“ auf Zeit durchaus willkommen sind (obwohl gewisse Etablissements nur für „Japanese only“ sind), verhält man sich Asiaten und besonders den Japanisch-stämmigen gegenüber anders. Sie werden vielmehr als Japaner zweiter Klasse behandelt; sie sind nicht willkommen, werden vielmehr lediglich geduldet. Geduldet, solange die Wirtschaft brummt. Kaum wird von ihren Problemen und dem Unrecht, dem sie ausgesetzt sind, Notiz genommen. Trotz verstärkter Zuwanderung in den 1990er Jahren traf die Politik keine Integrationsmaßnahmen. Es waren schließlich „verlorene Söhne“ (bzw. Töchter), die zum Arbeiten heimkamen. Aber was geschieht mit ihnen, wenn die schwere

industrielle Produktion wirklich in Billiglohnländer ausgelagert wird? Wenn die geduldeten Migranten zu Arbeitslosen und damit zu einer Belastung für die Wirtschaft werden? - Dabei ist Japan als alternde Gesellschaft auf Zuwanderung angewiesen, um sein Wirtschaftswachstum weiter steigern zu können. Interessant, wie das Paradigma der Moderne als zielgerichtete Teleologie – immer liberaler, immer produktiver, immer mehr Wirtschaftswachstum – seinen Weg um die Welt gefunden hat, und sich in den Aussagen eines japanischen Wirtschaftsvertreters vor unseren Augen materialisiert. Natürlich sucht man hochqualifizierte Zuwanderer. Aber woher sollen die kommen?

Tilman König und Daniel Kremers haben mit dem Film „Saure Erdbeeren – Japans versteckte ‚Gastarbeiter‘“ die Verantwortung übernommen, den Unsichtbaren Japans eine Stimme zu geben. Ihr Dokumentarfilm basiert auf Daniel Kremers' Magisterarbeit über versteckte Gastarbeiter in Japan.

Die beiden Japanologen haben einen wichtigen Film über ein wichtiges, weil verdrängtes Thema gedreht. Aber noch viel mehr als das: Die Dokumentation kann uns veranlassen, unseren eigenen Umgang mit marginalisierten Zuwanderern zu überdenken. Dabei ist sie kein simpler Aufruf zu mehr (Mit-)Menschlichkeit, sondern nimmt ihr Anliegen und ihre Gesprächspartner durchweg ernst, ohne vorschnell zu werten. Der Kommentar beschränkt sich auf wenige Sätze. Zu Wort kommen neben Migranten auch hohe Politiker und ausländische Experten. Den Darstellungen der Befragten wird der meiste Platz eingeräumt, was gut so ist, denn so lebt der Film von dem menschlich-realen Charme einer Förderband-Arbeiterin aus Peru, der tragischen Geschichte eines unaufdringlich erzählenden, sanft lächelnden Arbeiters aus Bolivien, dessen Hand in eine Maschine geriet und der daraufhin unrechtlich entlassen wurde, ohne versichert gewesen zu sein. Oder er folgt einem einsamen Gewerkschafter für die Rechte

illegaler Migranten auf seinen Wegen durch die Großstadt, aufgrund seiner Aktivitäten selbst Opfer eines Brandanschlages geworden. Wir erfahren so die Geschichte dreier aus China angeworbener „Auszubildender“, die auch an Feiertagen ungesetzlich bis zu 14 Stunden täglich auf Erdbeer- und Tomatenfeldern eingesetzt wurden, trotz nagenden Heimwehs nun aber aufgrund vorenthaltener Löhne auch nicht wieder zurück nach Hause können. Faktisch arbeiten die mithilfe eines „Praktikanten“-Visums ins Land Gekommenen als ungelernete billige Arbeitskräfte körperlich schwer in der Landwirtschaft, in der Textil- oder Schwerindustrie – wenigstens wird so der politischen Richtlinie, keine Arbeitsmigranten aufzunehmen, zumindest formell Rechnung getragen. Arbeitnehmer- und andere Grundrechte werden den Betroffenen nicht gewährt, vielmehr sind sie in ihrer abhängigen Situation dazu gezwungen, unbezahlte Überstunden zu leisten. Ihre Arbeits- und Lebensbedingungen sind oft unmenschlich. Da die Zinsen der zur Einreise nach Japan aufgenommen Kredite den erhaltenen Lohn übersteigen, befinden sich die Migranten in einer Schuldenfalle, die ihnen nicht erlaubt, Forderungen zu stellen, weil sie hierdurch ihren Arbeitsplatz – und einziges Einkommen – mit Sicherheit verlieren würden. So sind sie der Willkür ihrer Arbeitgeber ausgesetzt: Pässe werden ihnen abgenommen und das Gehalt nach Laune des Arbeitgebers unter Vorwänden gekürzt.

Wir betrachten Bilder des kleinen Sohnes eines der Männer. Diese Bilder sind für ihn die einzige Möglichkeit, seinen Sohn zu sehen. Einen Sohn, der am Telefon fragt, wer dieser Mann ist. Doch bei alledem wird nicht auf die Tränendrüse gedrückt, denn wichtiger ist, den Blick für die Verästelungen der kleinen Details im großen Ganzen klar zu halten; Migranten versammeln sich vor einer Filiale des *convenience store* 7eleven, um mit der konzern-eigenen Hymne gegen die Ausbeutung seiner Angestellten zu protestieren. Hier ist der Film

kritisch und amüsant zugleich. Die Demonstranten weisen mit ihrem fast schon naiven Eintreten für grundlegende Rechte auf ein fundamentales Problem, das im Wirbelwind der Globalisierung wohl jede Gesellschaft betrifft: die Kürzung und Einschränkung von Arbeitnehmerrechten, billige Massenproduktion und Auslagerung von schwerer Arbeit, Steuerung des Konsumverhaltens durch Moden und Werbung, die Subsumierung von Wirtschaft in wenigen Großkonzernen. Die Migranten zeigen aber auch den grundlegenden Weg, den wir als Gesellschaft aus solch globaler Abhängigkeit von den Konzernen und ihren Produkten heraus wählen können. Wichtig ist es, einen Weg an die Oberfläche der Gesellschaft zu finden, dorthin, wo wir gesehen und gehört werden. Die Gesellschaft verändern wir aus der Gesellschaft heraus. Lokalität ist wichtig, Bewusstsein und Gemeininteressen zu schaffen ist wichtig. Als einzelkämpfende Individuen sind wir der konze(r)ntrierten Willkür ausgeliefert, die unsere Geschmäcker und Vorlieben genau kennt. Solidarität ist, was uns Bürgern Macht gibt, was uns vor einer Überindividualisierung der Gesellschaft und dem Ausgeliefertsein an uns schon nicht mehr rechenschaftspflichtigen Konzernen bewahrt. „Saure Erdbeeren“ zeigt jenes Gespür für die Bedeutung von Kommunikation und Solidarität innerhalb der Gesellschaft als auch über Ländergrenzen hinweg. In diesem Film spiegelt sich durchaus unsere eigene Situation in Deutschland: Menschen aus meist ärmeren Regionen der Erde, sogenannte Migranten, übernehmen die Arbeiten, die vielen Deutschen mittlerweile zu anstrengend oder schmutzig sind. Wie leben diese Menschen, wie arbeiten sie? Sind wir willens, sie als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft zu akzeptieren? Wollen wir ihre Geschichte hören? **jt** ■

Trailer: <http://www.vimeo.com/901977>

Praktikum im „Deutschen Haus“ in Peking

von Philipp Schaaf



Dem Sinologen-Netzwerk sei Dank. Nach monatelangen vergeblichen Bemühungen um eine Jobmöglichkeit während Olympia in Beijing hatte ich das Abenteuer bereits aufgegeben. In die letzte Möglichkeit steckte ich nicht mehr viel Hoffnung hinein. Über drei Ecken habe ich erfahren, dass die Firma PROCON noch Leute mit Chinesisch-Sprachkenntnissen suchen würde (Dank geht an Hamburg!). PROCON liefert Video-, Audio- und Tontechnik sowie entsprechendes Fachpersonal für Großevents und ist auch bei den olympischen Spielen mit von der Partie. Schnell hatte ich eine Bewerbung zusammengeschrieben und an die Kontaktadresse abgeschickt – und hörte dann wochenlang nichts. Als sich die anfängliche Enttäuschung erst in Frust und später in Gleichgültigkeit gewandelt und ich diese Chance ebenfalls schon abgeschrieben hatte, klingelte eines Tages das Telefon: „Guten Tag, ich bin Pu Li von PROCON Shanghai ...“. Damit nahm das Abenteuer seinen Lauf.

Anfang Juli, bereits einen Monat vor Beginn der Spiele, bin ich in Beijing gelandet, um mein zweimonatiges Praktikum in Angriff zu

nehmen. Was mich dort erwarten würde – keinen blassen Schimmer. Deutsche Techniker für das Deutsche Haus soll ich betreuen, hatte man mir vorher gesagt. Was das Deutsche Haus ist, konnte ich aus dem Internet erfahren: das Deutsche Haus wird seit 1988 bei allen olympischen Sportspielen vom Deutschen Olympischen Sportbund eingerichtet und dient als Anlaufstelle für Sportler, Trainer, Funktionäre, Sponsoren und Unternehmer. Endlich angekommen, gab es ein paar weitere Infos: bei der Kick-off Veranstaltung, einem gemeinsamen Abendessen mit allen PROCON China Mitarbeitern, die in Beijing vor Ort waren, wurde ich der Runde als „Projektassistent Deutsches Haus“ vorgestellt. Als solcher sollte es meine Aufgabe sein, den Technischen Leiter in jeglichen Belangen, die ihm Schwierigkeiten aufgrund von Sprachbarrieren oder mangelnden Ortskenntnissen bereiten würden, zu unterstützen, und zwar hauptsächlich in der Auf- und Abbauphase für das Deutsche Haus. Allerdings waren bis zu Ingmars Ankunft (Ingmar ist der Technische Leiter) noch gut zwei Wochen Zeit.

Daher sollte ich zunächst ein paar Besorgungen für die Aufbauphase machen, u.a. die chinesischen Helfer buchen, fünf Paar Sicherheitsschuhe (Stahlkappen) für unsere Helfer besorgen und Universalverdünner zur Farbreinstellung kaufen. Dies sollte sich noch als echte Herausforderung herausstellen... Zunächst wollte ich im Baumarkt den Universalverdünner kaufen und bekam nur ein all zu bekanntes „meiyou“ zu hören. Auf Nachfrage wurde mir erklärt, dass der Verkauf von Verdünnern und anderer Chemikalien während Olympia verboten wurde, da sich daraus Sprengstoff herstellen ließe. Sprich – in ganz

Beijing gab es offiziell keinen Verdünner mehr zu kaufen! Etwas desillusioniert hab ich mich erstmal der Besorgung der Stahlkappenschuhe zugewandt. Nicht, dass solche Schuhe zur Standard-Arbeitsschutzausrüstung chinesischer Bauarbeiter gehören würden, aber eben zu der Deutscher Arbeiter und damit zu unseren Arbeitsauflagen. Nur machte diese Tatsache die Suche auch nicht leichter. Glücklicherweise kannte ich da jemanden in Beijing, der zufälligerweise ebenfalls im Eventtechnik-Bereich tätig ist. Eine Einladung zum Mittagessen, etwas *la guanxi* und schon hatte ich eine Adresse für die Schuhe! Nach einer fast endlosen Taxifahrt bis ans südöstliche Ende Beijings hat mich der Taxifahrer vor einem kleinen Geschäft rausgelassen, das völlig überfüllt war mit Waren. Im hinteren Bereich gab es einen kleinen Schlafraum, wo der Inhaber wohnte. Er hat mein Kommen schon erwartet und bereits ein paar Modelle an Arbeitsschuhen vorbereitet: „Dieses Modell also, kein Problem ... fünf Paar, meiyou wenti ... Sie können die Schuhe dann in zwei Wochen abholen!“ Wie bitte? Fünf Paar müssen erst noch angefertigt werden? „Das Erdbeben in Sichuan, wir haben alle Materialien dorthin geschickt. Ist alles ausverkauft“, war seine Erklärung. Etwas ungläubig musste ich die Bestellung und die damit verbundene Wartezeit in Kauf nehmen. Wir einigten uns auf ein Datum mit einem Zeitfenster zur Sicherheit, drei Tage bevor die Schuhe erstmals zum Einsatz kommen sollten.

Als das Datum erreicht war, waren die Schuhe – nicht eingetroffen. Einen Tag später – wieder Fehlanzeige. Und als am letzten Tag vor dem Einsatz meine Nachfrage wieder auf eine verneinende Antwort stieß, sah ich langsam den Beginn des Aufbaus in Gefahr. Ohne Sicherheitsschuhe keine Versicherung. Ohne Versicherung kein Arbeitseinsatz. Mein Entschluss, den Ladeninhaber persönlich aufzusuchen, konnte ihn auch nicht optimistischer stimmen: „Davon werden die Schuhe auch nicht früher ankommen!“ Aber was blieb mir anderes

übrig? Schließlich hatte ich schon zwei Wochen auf die Schuhe gewartet.

In dem kleinen Laden angekommen, versuchte der Inhaber mit weiteren Erklärungen die Lage zu entschärfen: „Rund um Beijing werden alle Zufahrtsstraßen überwacht und alle Autos durchgecheckt. Es geht nicht schneller...“, „...der Lieferant will nicht für fünf Paar Schuhe extra fahren und wartet daher noch ab, bis er eine komplette Ladung voll hat...“ Mit solchen Erklärungen war mir natürlich auch nicht weitergeholfen. Während ich mich in Predigten ausgiebig über den Sinn von Vereinbarungen, geschäftlicher Integrität, Zuverlässigkeit und weiterer „deutscher Tugenden“ ausließ, betrat der Taxifahrer, der für meine Rückfahrt vor der Tür gewartet hatte, ebenfalls das Geschäft, um die Situation auszuchecken. Im tiefsten Beijing-Dialekt mischte er sich ins Gespräch ein und forderte den Inhaber auf, sich auch bei anderen Geschäften zu erkundigen. Etwas widerwillig ging der Ladenbetreiber darauf ein und griff zum Telefonhörer. Nach nur zwei Minuten Telefonat ist er gemeinsam mit dem Taxifahrer aufgebrochen, stellte mir aber erst noch einen Schemel vor die Tür und bat den Betreiber des Nachbargeschäfts sich zu mir zu gesellen (wohl eher um auf den Laden aufzupassen als zu meiner Unterhaltung). Eine Stunde später kamen beide wieder – mit fünf Schuhkartons im Gepäck. Worauf ich zwei Wochen lang gewartet hatte, ließ sich nun innerhalb einer Stunde herbeischaffen! Aus Freude der Erleichterung gab ich dem Verkäufer noch etwas mehr Geld, um ihm zu verstehen zu geben, wie sehr ich Zuverlässigkeit schätze. Und tatsächlich, bei einer weiteren Bestellung einige Wochen später lief alles problemlos ab. Wundersam, was so ein persönlicher Besuch doch für eine Wirkung entfalten kann. Und nicht nur das: der benachbarte Ladenbesitzer stellte sich als Händler für alle möglichen Baumaterialien heraus. Er konnte mir zwar keinen originalen Universalverdünner verkaufen, dafür aber eine intensiv riechende, benebelnde Lösung, die nicht >>

Auf nach China!

... und dort mitreden können

KURSE UND VERANSTALTUNGEN

RUND UM CHINA:

● WWW.KONFUZIUSINSTITUT-LEIPZIG.DE



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Otto-Schill-Straße 1 / 04109 Leipzig

Telefon 0341 / 97 30 390

E-Mail info@konfuziusinstitut-leipzig.de

nur Farbreste entfernen kann, sondern auch Autolack! Zufrieden stieg ich ins Taxi und trat den Heimweg an. Nun konnte der Aufbau beginnen.

Das Deutsche Haus sollte im Außen- und Innenbereich des Kempinski-Hotels aufgebaut werden, direkt zwischen Johannes B. Keners ZDF-Studio im Garten und Waldi & Harris ARD-Studio in der ersten Etage. Meine Aufgabe bestand im Wesentlichen darin, unsere chinesischen Helfer anzuleiten. Dazu hat mir Ingmar erst die als nächstes anstehende Aufgabe in ihrer Gesamtheit erklärt, bevor wir die einzelnen Arbeitsschritte durchgegangen sind. Im Anschluss haben unsere Helfer dann unter meiner Anleitung die Aufgabe umgesetzt, u.a. Kabelstränge binden und im Garten unter den Laufstegen verlegen, eine Trassbox um die Bühne aufstellen, Strahler, Boxen und Plasmas im Gelände verteilen, im Innenbereich die Sound- und Lichtenanlage einer kompletten Disco installieren und einen MAC 2000 Scheinwerfer auf dem Dach aufbauen.

Während der Aufbau knapp zwei Wochen in Anspruch genommen hatte, dauerte der Abbau nur drei Tage. Das scheint wohl in dem Business üblich zu sein. Während der Laufzeit des Deutschen Hauses, stand ich auf „stand by“ bereit, falls kurzfristig etwas anlag. Also konnte ich die Zeit gut nutzen, um tagsüber Wettkämpfe zu schauen. Natürlich nur am Fernseher. Denn trotz teils mäßig besuchter Stadien waren alle Tickets offiziell ausverkauft. Zwar florierte der Schwarzmarkt prächtig, aber auch mit entsprechenden Preisen. Viele Tickets gingen direkt an Sponsoren und Partner, die diese wiederum an ihre Klienten weitergaben. Doch wer kann garantieren, dass die auch wirklich das Geschenk wahrnehmen würden? Weil sich die chinesischen Organisatoren mit dieser Problematik konfrontiert sahen, schickten sie kurzum ein paar freiwillige Helfer auf die leeren Plätze, um der guten Stimmung keinen Abriss zu tun.

Stimmungsmacher für jede Mannschaft, egal welcher Nation – das nenn' ich Fairplay.

Von Zeit zu Zeit habe ich abends noch bei den Kollegen im Deutschen Haus vorbeigeschaut. Unter den Gästen befanden sich auch zahlreiche deutsche Sportler, die tagsüber noch ihre Wettkämpfe bestritten und am Abend das erste mal seit langem wieder ausgelassen feiern durften. Die Cocktail- und Bier-Bars hatten sicherlich auch einen gewissen Einfluss auf die im Abendverlauf zunehmend ausgelassene Stimmung. Und je mehr Wettkämpfe vorüber waren, desto mehr Sportler kamen abends vorbei. Bis am letzten Abend die Hockey-Herrenmannschaft ihren gesamten Fanclub mitgebracht hat. Spätestens dann wussten alle: irgendwann ist selbst das schönste Deutsche Haus einmal vorbei. ■

Philipp Schaaf studiert Internationale BWL und Sinologie an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen und liebt die Sichuan-Küche.

Der Rote Klappsessel – Filmklub der Sinologie Programm Wintersemester 2008

Oktober: Chinesische Geschichte im Film

16. Oktober: *The Opium War* (OmeU 150min/ 1997/ R: Xie Jin)

Im Jahr 1838 erteilt der chinesische Kaiser Daoguang dem Beamten Lin Zexu den Auftrag gegen englische Opiumhändler vorzugehen und entsendet ihn daher als Oberkommissar nach Kanton. Als Lin Zexu tonnenweise Opium vernichten lässt und die englischen Opiumhändler unter "Hausarrest" stellt, entsendet die britische Regierung 1839 den britischen Außenhandelsinspektor Captain Charles Elliot nach Kanton, der die Opiumhändler überredet, ihr Opium der britischen Regierung zu überschreiben, wodurch es den Briten ermöglicht wird 1840 einen Krieg mit China anzufangen.



30. Oktober: *Der letzte Kaiser* (OmeU 160min/ 1987/ R: Bernardo Bertolucci)

Im Jahre 1908 bestimmt die im Sterben liegende Kaiserin Cixi den erst zweijährigen Aisin Gioro Pu Yi zu ihrem Nachfolger. Bereits drei Jahre später wird China zur Republik und er muss abdanken, jedoch bleiben ihm aber weiterhin Titel und Würden sowie ein Wohnrecht im Kaiserpalast erhalten. Der junge entmachtete Kaiser wächst von der Außenwelt gänzlich isoliert in einem gigantischen Hofstaat auf. 1924 wird er schließlich doch von republikanischen Truppen aus dem Kaiserpalast vertrieben und sucht zusammen mit seinen beiden Frauen Zuflucht in der japanischen Konzession Tianjin.

November: Zwischen Familie und Tradition – Filme aus Taiwan

13. November: *Eat Drink Man Women* (OmeU 123min/ 1994/R: Li An)

Meisterkoch Chu lebt mit seinen drei erwachsenen Töchtern in Taipeh. Dem Witwer sind Traditionen heilig und so ist das gemeinsame Sonntagsmahl regelrecht zu einem Ritual geworden. Obwohl Chus Geschmacksnerven kaum noch vorhanden sind, versucht er sich jedes Mal selbst zu übertreffen. Seinen Töchtern fallen die ausgedehnten Mahlzeiten zu-nehmend zur Last. Sie wollen auf eigenen Füßen stehen und endlich das Nest verlassen.



27. November: *The Boys from Fengkuei* (OmeU 98min/ 1983/ R: Hou Xiaoxian)

Die verlorene Generation der 80er Jahre in Taiwan: Drei Jugendliche brechen aus ihrem eintönigen Leben in einem Fischerdorf auf den Pescadorens-Inseln auf in die Hafenstadt Kaohsiung.

Dezember: Traditionelle Chinesische Trickfilme

11. Dezember:

1. *The Conceited General* (23:40min/ 1956)
2. *The Flute* (21:47min/ 1963)
3. *Feeling from Mountain and Water* (17:32min/ 1988)



Januar: „Harmonische Gesellschaft“

8. Januar: *Lost in Beijing* (OmeU 112min/ 2007/ R: Li Yu)

Die junge Frau „Ping Guo“ ist mit ihrem Ehemann An Kun vom Land nach Peking gezogen. Mit einfachen Jobs halten sie sich über Wasser, er putzt Fenster und sie arbeitet in einem Massagesalon. Nachdem ihr geschäftstüchtiger Boss Lin Dong eines Tages über sie herfällt und sie vergewaltigt, wird sie kurz darauf schwanger. Unklar, wer der Vater ist, schließen die Beteiligten einen Vertrag darüber ab, was mit dem Kind nach der Geburt passiert. Viel Geld ist im Spiel – die einen haben es, die anderen brauchen es.



22. Januar: *You and Me* (OmeU 86min/ 2005/ R: Ma Liwen)

Xiao Ma sucht in Peking ein billiges Studentenquartier. Und findet es bei der geizigen, fast neunzig-jährigen Bewohnerin eines traditionellen chinesischen Innenhofes. Xiao Ma taucht im Winter auf und schafft es, das schäbigste, kleinste Zimmer im Innenhof zu mieten. Die alte Frau empfindet Xiao Ma als Belastung, aber immerhin bringt sie Geld. Der jungen Studentin gelingt es im Lauf der Zeit nach ihren eigenen Vorstellungen Änderungen im geordneten Leben der Alten einzuführen. Die beiden halsstarrigen Frauen haben in der anderen jeweils ein ebenso starkes Gegenüber gefunden.



Februar: Der Film zum Frühlingsfest

5. Februar: *The Spring Festival* (OmeU 103min/ 1991/ R: Huang Jianzhong)

Zum Frühlingsfest kommen alle Mitglieder einer armen Bauernfamilie wieder im Elternhaus zusammen. Überschattet von den schlimmen Ereignissen des Festes im Vorjahr, lassen auch die Entwicklungen des Festes in diesem Jahr nicht auf einen friedlichen Verlauf hoffen. ■

Wann? jeden 2. Donnerstag 19:00 Uhr

Wo? Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften, Schillerstraße 6, Raum S 202

艾
滋

Auch hier können Sie in China investieren!

Mehrere Hunderttausend Kinder haben in China ihre Eltern durch AIDS verloren. Viele von ihnen brechen die Schule ab und verlieren so jede Chance, dem Teufelskreis aus Armut und Krankheit zu entkommen. Wir helfen schnell und wirksam durch die Zahlung monatlicher Zuwendungen, durch die Schulung von Lehrern, Beamten und Krankenschwestern im Umgang mit den traumatisierten Kindern und durch den Bau von Gemeindezentren in abgelegenen Regionen. Hier werden Stigmatisierungen abgebaut, die Kinder bekommen etwas Warmes zu essen, liebevolle Betreuung sowie Bildungs- und Spielangebote. Helfen Sie uns bei unserer Arbeit, die Kinder können jede Unterstützung gebrauchen.

Mehr Informationen finden Sie auf www.aidswaisen.de.



**AIDS-Waisen
Hilfe
China e.V.**

Spendenkonto:

„AIDS-Waisenhilfe China e.V.“,
Kto.Nr.: 8008400, BLZ: 37020500,
Bank für Sozialwirtschaft.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Kontakt:

AIDS-Waisenhilfe China e.V.
Ostasiatisches Seminar der Universität zu Köln
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln.

Schicken Sie uns bei Fragen gerne eine Email an: info@aidswaisen.de

Impressum

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Frank Andreß/ Thomas Baier

Kurt-Eisner-Str. 69

04275 Leipzig

dianmo@hotmail.de

<http://dianmo.wordpress.com/>

Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Moritz Bockenamm (*dr.mo*), Lucas Göpfert (*lg*), Simon Preuschoff, Claudia Schneider, Marco Sparmberg (*ms*), Jacob Tischer (*jt*), Wang Dan (*wd*), Laura Weinert

Satz/Layout: Thomas Baier

Titelbild: Song Kun

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint 2 Mal im Semester und ist kostenlos.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Januar/Februar.

ACHTUNG! Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.

Der Druck wurde ermöglicht durch freundliche Unterstützung von:



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院



StudentInnenRat
der Universität Leipzig

